Landesbibliothek
Coburg

C. II. 8

1353ª

ß'

7

Das
Bettlermädchen
und
ihre Wohlthäter.

Nach dem Englischen der Mstrß. Bennett für Deutsche bearbeitet

von

Voigt.

HSC. BIBLIOTHEK COBURG

Zweyter Theil.

Leipzig,
bey F. G. Baumgärtner.
1798.

Landesbibliothek
Coburg

Rosine wand ihrer Lehrerin eben Seide auf, und erzählte ihr die guten Eigenschaften der alten Diane ziemlich weitläuftig, als unser Gastwirth angemeldet ward.

Johann hatte sich auf den Beyfall seines Herzens gar nicht wenig zu gute gethan, bis er von seiner Höhe hinab zu tiefer Traurigkeit gestimmt ward; Thränen traten ihm ins Auge, als er sein Pferd an den Thorweg anband, und der Klang von Rosinens Stimme, die von Dianen sprach, machte diese Thränen über die Wangen hinablaufen.

Diane sprang zu Rosinen, und Rosine sprang, um ihren Johann zu empfan-

gen, hing sich an seinen Hals, that Frage auf Frage wegen ihres lieben Papa's, ohne auf eine erst Antwort abzuwarten, und lief sogleich, als ihre Schürze mit seinen Geschenken vollgefüllt war, hinweg, begleitet von Dianen, um ihre Freundin, die junge Blumenthal, aufzusuchen.

Herr Braun wollte sich nicht setzen, und konnte nicht sprechen; er präsentirte das Mahagonykästchen, doch Madam Müller schlug es aus.

„Es gehörte meinem Herrn, Madam, — sagte er, — meinem lieben ehrenvollen Herrn, dessen Herz so groß, so edel, so menschlich — doch mit einem Worte, seines gleichen werde ich wohl niemahls wieder sehen. Und wie könnte so ein armer Kerl, wie ich bin, von seinem Herzen reden? Das ist der beste Commandeur bey der Armee; zum Ruhm führte er seine Leute an, ja er führte sie an in der That, denn er

war jederzeit der Erste auf einem gefährlichen Posten. Ach wie viele saure Tage und Nächte habe ich ihn seine Pflicht erfüllen gesehn, ohne zu wanken! Er hat für Erbarmen eine Thräne, und eine Hand, offen, wie der Tag, für schmelzendes Wohlthun: und doch gab er mir den Abschied; doch nahm er einen andern Bedienten an."

Der Madam Müller Aufmerksamkeit war gespannt; das war ganz die einfache ungekünstelte Sprache der dankbaren Zuneigung, entfernt von der Arglist, die der Baron ihm zur Last gelegt hatte: doch ihr Zutrauen auf die Darstellungen des großen Mannes war schon seit der Stunde, wo Rosine in ihr Haus trat, immer mehr und mehr gesunken.

„Und warum, guter Mann, gab er Ihnen den Abschied?" fragte sie in einem sanftern Tone.

„Den Abschied, Madam? Nein, ich bitte um Verzeihung, ich kann nie aus meiner Pflicht

verabschiedet werden; mein Herr liebte die arme, liebe, kleine, — — — zärtlich, sehr zärtlich liebte er Mamsell Frank; sie — sie —“

„Ja, ja, erwiederte Madam Müller, ich weiß ganz, was sie ist —“

Braun erstaunte.

„Ich kenne ihre Ansprüche auf den Obristen Frank,“ fuhr Madam Müller fort.

„Und sagen Sie mir, Madam, wer war denn so geschäftig, Sie davon zu unterrichten?“

„Wer anders, als der Herr Baron von Erdschwamm? Denn glauben Sie wohl, daß es sich geschickt haben würde, so ein Kind, wie dieses, meiner Schule zu empfehlen, ohne mich über jeden Umstand genau zu unterrichten, der dieses Kind betrifft?“

Herr Braun setzte seinen Hut auf, ob er gleich vor einer Dame stand.

„Ja, sehen Sie, Madam, was sich schickt oder nicht schickt in Rücksicht auf Ihre Schule, das weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß es sich für einen ehrlichen Mann nicht schickt, sein Wort zu brechen; ich thue das nie; auch mein Obrister that das nie: das ist niederträchtig und sündlich an Hohen und Niedrigen.“

„Das Leben hat ein Jeder lieb; allein der Brave hat noch weit lieber, als das Leben, seine Ehre.“

„Mein Obrister wird gewiß Wort halten, da er einmal gesagt hat, daß er für den hübschen jungen Herrn, den Fink, sorgen wolle; aber der Herr Baron, mit dem ist's eine ganz andre Sache; ich hörte sein Versprechen, sein heiliges feyerliches Versprechen: doch solche Leute beißen oft, wie die Ratten, den feyerlichen Knoten

durch, zu verschlungen zum Auflösen; beruhigen —“

Madam Müller, die nicht ganz so vertraut mit Theatersentenzen, oder vielleicht nicht so verliebt in sie war, unterbrach Johann mit der Frage: was der Baron versprochen habe?

„I nun, Madam,“ antwortete er mit festem Tone, „er versprach, ja er schwor, er wolle keinem Menschen, selbst seinen Niecen, ihren Gespielinnen, nichts sagen von Mamsell Rosinen. Der Herr Baron ist ein großer Mann, aber desto schlimmer; er ist kein Thor, wenn er gleich so hochmüthig ist. Doch wer kann einen Mohren weiß waschen? So will ich auch kein Wort weiter um ihn verlieren. — Mein Herr veränderte nur, wie er sagte, und das war fast das Letzte, was er sagte, meinen Dienst darum, daß Mamsell Rosine, wenn alle Stränge rissen, doch Einen Freund und Ein

Haus haben möchte; Gott erhalte sie! Keines von beyden soll ihr fehlen, so lange sie gut bleibt, denn —"

Der Herr Wirth war bey schwatzhafter Laune, und Madam Müller nicht aufgelegt, ihn wieder zu unterbrechen; doch da Rosine hereintrat, nahm er seinen Hut ab, und Thränen standen auf seinen Wangen, als, wie wir schon gesagt haben, der Baron von Erdschwamm eingeführt ward.

Alle noch übrige Zweifel der Madam Müller über des Barons Absicht verschwanden ganz bey seinem Benehmen gegen den Wirth und ihre Schülerin; die offne und freundliche Außenseite, die er gegen den erstern annahm, und die Zärtlichkeit, die er gegen letztere heuchelte, kostete ihm, wie sie deutlich sah, nicht wenige Mühe; auch ließ sie sich nicht weiter durch seine außerordentliche Höflichkeit gegen sie täuschen; die Komplimente, die er ihr zuflüsterte, daß sie

endlich ihr Vorurtheil besiegt habe, hatten mehr von versteckter Bosheit, als dem Beyfalle in sich, den sein biegsames Gesicht heuchelte; und während ihr ganzer Scharfsinn die Ursache solcher vermischten Grausamkeit und Betriegerey nicht ergründen konnte, so fühlte sie sich mit dem wärmsten Wohlwollen zu der kleinen Rosine hingezogen, die auf des Barons Knie saß, und ihm die kleinen Vorfälle der Schule erzählte.

Braun, dem es jetzt sichtbar verdrüßlich war, dem gnädgen Herrn Achtung zu bezeugen, eilte in seine Chaise; und der Baron, nachdem er seinen Wunsch, die Fräuleins von Erdschwamm mit zu einem Schmause nach Hause zu nehmen, geäußert hatte, verließ Rosinen, die sich wunderte, daß er sie nicht auch mit nahm, und bestieg seinen Phaeton. Als er vor Johanns niedriger Chaise mit solcher Heftigkeit, daß man glaubte, er werde sie zerschmettern, vorbeyfuhr, so griff er an seinen

Hut mit einer sehr herablassenden Miene, und sagte: „Wie? treffen wir uns schon wieder, Herr Wirth?“

„Ja,“ erwiederte Johann, dem es Mühe gekostet hatte, auf seinem Sitze zu bleiben; „Noth macht einen mit sonderbaren Hausgenossen bekannt.“

Die stillen Bemerkungen der Madam Müller über des Barons Benehmen warfen alle jetzige Plane dieses feinen Politikers über den Haufen; Rosine befestigte sich in ihrer Gunst, und mit jeder Stunde wuchs die Liebe ihrer Freundinn Blumenthal.

Eleonore Blumenthal war, wie wir gesagt haben, der Liebling des ganzen Hauses; doch ungeachtet der Aufmerksamkeit der Gouvernante und ihrer Unterlehrerinnen war sie das ungelehrigste Mädchen in der ganzen Schule;

Handarbeiten konnte sie für die Gouvernante trotz der Küchenmagd verrichten; sich wegschicken lassen von jedermann; einen ländlichen Tanz mithüpfen, und ihre Mittänzer herausbringen; doch für Musik hatte sie weder Stimme noch Gehör; keinen Geschmack für Zeichnen; schrieb eine häßliche Hand, und dabey trotz, allen Bemühungen und Verweisen der Lehrerinnen, abscheulich unorthographisch.

Es war wirklich so ganz unmöglich, sie in irgend einer einzigen Wissenschaft zu vervollkommnen, daß Madam Müller, ungeachtet sie sie zärtlich liebte, den Doktor Rabe bat, sie in irgend eine andere Schule zu bringen, in der Hoffnung, daß die Veränderung im Unterricht vielleicht auf ihre Untergebene etwas wirken könne.

Davon aber wollte der Doktor nichts hören; er hielt die Luft in Friedenthal für die gesündeste in der ganzen Gegend, und es war

ihm weit mehr an der Erhaltung ihres Lebens und ihrer Gesundheit, als an ihrer Bildung gelegen. In Wahrheit, die zärtlichsten Eltern konnten für die Gesundheit und Wünsche ihres geliebtesten Kindes nicht mehr sorgen, als Doktor Rabe und Madam Blumenthal für die ihrer sogenannten Niece sorgten. Die Welt sagte es wirklich, doch was sagt die nicht Alles! Lassen wir deßwegen die böse Welt, und machen den Leser mit den beyden gebildetern, doch weniger liebenswürdigen Fräuleins von Erdschwamm bekannt!

Diese Mädchen, die durch ihre Geburt zu einem ansehnlichen Vermögen und großen Zirkeln berechtigt waren, besaßen beyde körperliche Schönheit.

Charlotte, die älteste, des freyherrlichen Onkels Liebling, gieng jetzt ins siebzehnte Jahr, und war ein schlankes, artiges, wohlgebautes Mädchen, mit schmachtenden blauen

Augen, blondem Haar, regelmäßigen Zügen und feinem Teint, obschon mit einigen Sommersprossen.

Henriette stand im funfzehnten Jahre, war kleiner, und verdankte dem Schneider das Verbergen eines kleinen Fehlers in ihrer Taille; doch ihr Gesicht war weit schöner, als das ihrer Schwester; auch war sie weit lebhafter; ihre Augen waren dunkelblauer, lebhafter und durchdringender; ihre Augenbrauen und Haare waren dunkelbraun; ihr Teint schön und rein; beyde besaßen schöne Zähne, und ausgezeichnet weiße Hände und Arme.

Man hatte ihnen schon sehr zeitig gesagt, sie wären sehr schöne und reiche Mädchen und zur vollkommensten Ausbildung bestimmt, weil sie berechtigt wären, einst sehr vornehme Partieen zu thun. Da sie dieß wußten, so war es kein Wunder, daß sie sich ein gewisses Ansehn gaben, das sie bey ihren Gespielinnen ver-

haßt machen mußte, und daß keine Bemühung und Aufmerksamkeit ihre Naturfehler verbessern konnte, da zumal diese Fehler von dem für sie eingenommenen Baron in die entgegengesetzte gute Eigenschaft verdreht wurden.

Der unerträgliche Stolz, der sie bey Andern lächerlich machte, war bey ihm ein Zeichen künftiger Größe, und die furchtsame Unterwürfigkeit, die vor seinen Augen jede ihrer Handlungen begleitete, war bey ihm Beweis der pflichtmäßigen Ehrerbietung gegen seinen Willen, und für sein Ansehen.

Unsers Barons ganzes Leben war ein unauflösbares Räthsel vor der Welt. Die Mädchen, die wir als seine Niecen geschildert haben, waren wirklich seine natürlichen Töchter, gezeugt mit einem niedrigen schlechten Frauenzimmer, das er in den vorigen Auftritten seines sonderbaren Lebens bey sich gehabt, doch schon längst verabschiedet und genöthigt hatte, sich

mit einem elenden Jahrgelde zu ihrem Unterhalte zu begnügen.

Dem Frauenzimmer fehlte es bey weitem nicht an Kopf, und hätte sie beydes gebraucht, so hätte dieser eitle Mann sich auf jede Bedingung einlassen müssen: allein er schwor, in diesem Fall ihre Kinder zu verlassen, und im Gegentheil versprach er, wenn sie sich bescheiden ließe, die Kinder sehr ansehnlich zu versorgen.

Stolz auf ihre Töchter und die damit verknüpften Aussichten in eine Zukunft, wo er ihr nicht weiter mit dem Verlassen ihrer Kinder drohen, wo ihr Rang ihnen nicht wieder entrissen werden, wo sie ihre Mutteransprüche geltend machen könnte, willigte sie bey solchen Drohungen und Versprechungen ein, auf den Mutternahmen Verzicht zu leisten, und den niedrigern einer Aufseherin oder Pflegmutter beyzubehalten.

Die Mädchen wurden sehr früh schon aus den Händen der Pflegmutter genommen, und

nach Friedenthal gebracht, wo sie, während sie den gewöhnlichen Schulunterricht genossen, eine höchst unausstehliche Mischung von dem eitlen Stolze ihres Vaters und der niedrigen Verschlagenheit ihrer Mutter an sich blicken ließen.

Die Schulferien brachten sie jedesmal in Eschenfeld zu; während den beyden letztern war die genaue Bekanntschaft zwischen ihnen und Heinrichen auf ihrer Seite zur Freundschaft angewachsen, die diese unerfahrnen Mädchen weniger bemerkten, als der erfahrne Vater. Dieser fürchtete, Heinrich möchte sich diese Gelegenheit zu Nutze machen, und seine Lieblingin entführen. Er war jetzt von diesem qualvollen Gedanken durch die Großmuth des Obristen befreyt worden, und wir werden sehen, wie er ihm dafür dankte.

Der Baron liebte seine Kinder wirklich; doch machte sein rauhes Benehmen sie kalt gegen ihn. Desto inniger hiengen sie an ihrer

Mutter, die, ungeachtet des våterlichen Verbots, durch die Vermittlung des Haushofmeisters sie oft sah und sprach.

Die Mådchen tanzten gut, sangen etwas, spielten etwas Klavier, zeichneten etwas, und waren wirklich in jeder weiblichen Wissenschaft mittelmåßig; da nun viele von diesen weiblichen Geschicklichkeiten dem Baron bis jetzt ganz unbekannt gewesen waren, so hielt er die Mådchen für Muster darinn, und erstaunte über ihre Geschicklichkeit.

Jetzt holte er sie nach Eschenfeld, bloß um ihnen Verhaltungsregeln gegen Rosinen vorzuschreiben.

So jung auch Charlotte war, so hatte sich doch in ihr Herz ein Gast eingeschlichen, der nicht so leicht zu vertreiben war, als ihr Vater glaubte. Sie ward blaß, als sie Heinrichs Stelle unten an der Tafel von dem zweyten

Sohne des Gerichtshalters besetzt sah, der jetzt als Geldzähler, Rechnungsführer und Amanuensis bey dem Baron angestellt war, und der, war er gleich nicht so schön wie sein Vorgänger, doch zehnmal mehr schwatzen konnte.

Charlottens Farbe veränderte sich, so oft der junge Falk die Lippen öffnete, und sie mußte den Tisch verlassen.

Henriette schwatzte bloß von Heinrichen, wunderte sich, daß er fort sey; fragte, warum er fort sey, und wenn er wieder käme?

Als die Fräuleins wieder nach Friedenthal kamen, war ihr Stolz nicht wenig gewachsen, da sie sich mit der neuen Schülerin verglichen, von der sie jetzt wußten, daß sie eben die kleine Bettlerin sey, von der sie ihren Onkel so verächtlich hatten damals sprechen hören, als noch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß sie mit ihr in Verbindung kommen könnten.

Sie betrachteten sie als einen Schandfleck für die ganze Schule; und die Wahrheit von ihnen zu sagen, sie waren mit der Mittheilung ihrer Nachricht gar nicht sparsam, worüber sich unsere kleine Heldin natürlicherweise sehr ärgern und kränken mußte. Madam Müller verbot indeß ausdrücklich, je wieder etwas davon zu erwähnen, und Mamsell Blumenthal, ihre warme Freundin, erklärte die ganze Erzählung für falsch; denn sie kenne, sagte sie, die ganze Frankſche Familie; ihr Onkel hätte mit ihnen zu thun; sie wären alle sehr reich; und da man der Demoisell Blumenthal mehr glaubte, als den Fräuleins, so ward die Sache bald vergessen.

Mittlerweile schoß die kleine sieche, kaum Leben versprechende Pflanze zur Vollkommenheit auf: Rosine wuchs unglaublich schnell, und ihr Geist noch mehr. Sie war gelehrig, offen und aufmerksam, der Stolz der Madam

Müller, das Vergnügen des Herrn Brauns, und ein großer Liebling der Frau Braun, die sie jetzt als ein reiches Mädchen betrachtete.

Bald war diese in Eschenfeld eine der ersten Damen vom zweyten Range; denn sie sprach gut und kleidete sich hübsch. Madam Schwalbe las gewöhnlich dort bey einer Tasse Koffee die Zeitungen, und hatte sie schon mehr als einmal zum Essen invitirt, so daß es kein Wunder war, wenn Madam Braun eitel ward, und die eine Hälfte ihrer Bekannten vergaß.

Da Braun bey der Landmiliz zum Lieutenant erwählt worden war, und seine Ehehälfte oft klatschte, so gieng es in der Wirthschaft so, so. Der Brauer hatte nach den Rechnungen gefragt, und ehe Briefe vom Obristen kamen, war schon ein ganzes halbes Jahr Pachtschuld aufgelaufen. Frau Braun gieng zu dem Baron, und bat ihn, ihr hundert Thaler vorzuschießen.

Verschiedne Schiffe aus Indien waren seit der Zeit angekommen, daß der Obriste dort gelandet seyn konnte; da man aber keine Briefe von ihm erhielt, so war es gewiß, daß der Baron das Geld vom Obristen etwas besser zusammen halten müsse, und in diesem Falle würde es nicht viel besser seyn, wenn er der Wirthin hundert Thaler liehe, als wenn er diese Summe aus seinem eignen Beutel gäbe; dieß aber zu wagen, wäre unvernünftig.

Frau Braun ward von Tag zu Tage abgewiesen, bis alle die erwarteten Schiffe gelandet waren, ohne eine Zeile vom Obristen zu bringen; so daß der Baron sich wirklich so stark für das Mädchen (denn Mamsell hieß es gar nicht mehr) ausgebeutelt hatte, daß er es sehr bedauern müsse, der Frau Braun nicht dienen zu können.

Die Wirthin erstaunte; der Baron kehrte ihr den Rücken zu, und sie gieng nach Hause,

um auf ihren Mann, den Obristen und den Baron zu schimpfen.

„Die Zeit vorbey!“ sagte Braun: „so ist die Zeit denn wirklich vorbey, wo ich von meinem Obristen hören soll? O er ist todt, er ist todt!“

Frau Braun lebte wieder auf. „Todt?“ erwiederte sie; „nun, der Baron hat das Testament von ihm, und ich glaube, wenn er todt ist, er hat uns etwas hinterlassen, vier- bis fünfhundert Thaler wenigstens.“

„Das hoffe und wünsche ich nicht,“ sagte Johann heftig.

Der Baron trat herein. Er, der eine Stunde zuvor ihr den Rücken zugekehrt hatte, lächelte und scherzte jetzt.

Frau Braun sah mürrisch, und ihr Mann betrübt aus; keines von Beyden sprach.

Doch der Baron sprach, und sogar über das Geldleihen; erstlich wolle er ihnen Geld vorschießen, so viel als sie brauchten; dann wolle er seine Niecen und Demoisell Frank holen, um einige Tage bey ihm zuzubringen; und endlich, habe er den Augenblick vom Obristen Frank ein Packet erhalten, in welchem, nebst dem an ihn, Briefe wären an Demoisell Rosinen, Madam Müller und Herrn Braun.

Unser Wirth schrie vor Freuden laut auf.

Der Baron übergab den Brief der Frau Braun, die nach ihrer Gewohnheit sogleich das Siegel aufbrechen wollte; aber Braun riß ihn ihr aus der Hand, und entfernte sich, um ihn zu lesen, auf seine Lieblingsbank unter der Linde. Dafür hätte sie ihm nun gewiß den Text gelesen, wenn nicht ein Stückchen Papier aus dem Briefe gefallen wäre, das Johann vor Thränen nicht sah, und welches Madam

Schwalbe aufhob, und der Baron für eine Banknote von drey hundert Thalern erklärte, die für Johann und Johanna Braun bestimmt sey.

Unserm Wirth ward übel; er mußte sich niederlegen; die Wirthin versicherte, sie müßte nächsten Sommer ein seidnes Kleid haben. Der Baron war spaßhaft, die Bauern steckten die Köpfe zusammen, die Rechnungen wurden bezahlt, und die Wirthin spielte die Dame mehr, als je.

Nun schien für Rosinen wieder ein günstiger Stern: mit dem Briefe kamen Packete voll von reichem Gold- und Silbermuslin; zwey Stück davon waren an Madam Müller addressirt, das Uebrige solle zwischen Rosinen und ihren jungen Freundinnen, den Fräuleins von Erdschwamm, getheilt werden. Hoffentlich kann sich nun der Leser die plötzliche Einladung nach Eschenfeld erklären.

Die Briefe des Obristen waren kurz, doch jede Zeile athmete das Wohlwollen, das jeden seiner Schritte segensvoll bezeichnete; er bat Madam Müller, Rosinen zu lieben, und Rosinen, ihn zu lieben, gestand Rosinen seine Absicht, sie zu seiner Erbin zu machen, und beschwor sie, sich dieser Absicht würdig zu erhalten und brav zu werden.

Demoisell Frank beantwortete diesen Brief Französisch, denn seinem Wunsche gemäß sollte sie sich in dieser Sprache vorzüglich vervollkommnen, und Madam Müller versicherte ihn, seine Güte werde mit dem Erfolge begleitet werden, für den nur ein Geist, wie der seinige, Geschmack empfinden könnte; denn schon habe seine Pflegtochter an Geistes- und Körperbildung alle ihre Mitschülerinnen übertroffen.

Drey Jahre hintereinander liefen Proben von der Ausdauer der Liebe und Freygebigkeit des Obristen ein, während welcher Zeit unsre Heldin Eschenfeld sehr oft besuchte.

Der Baron ließ seine Mädchen in Friedenthal, bis sie in die große Welt konnten eingeführt werden, und die Mädchen, denen man das Gegentheil nicht befohlen hatte, liebten Rosinen so zärtlich, daß sie auf dieser ihre stärkere Liebe zu Demoisell Blumenthal eifersüchtig wurden.

Doch da Fräulein Charlotte jetzt in ihrem achtzehnten und ihre Schwester im siebzehnten Jahre stand, da sie groß und schön geworden waren, so sah sich ihr Vater jetzt nach einer Führerin für sie um, die sie mit der großen Welt bekannt machte.

Madam Schwalbe war jung und schön — gewesen, und ihr heißester Wunsch war, immer so zu bleiben.

Sie machte Witz und Späßchen, die vor solchen Beurtheilern, wie der Baron war, passirten; sie hatte gute Gesellschaften besucht, aber

noch mehr davon geschwatzt; ihre Leidenschaft für Putz und Vergnügen quälte sie, da ihre Einkünfte zu gering waren, um beydes nach Geschmack wählen zu können. Diese Dame nun wählte der Baron für den wichtigen Posten einer Führerin für seine beyden Fräuleins, und sein Antrag ward mit beyden Händen acceptirt.

Nächst dem, daß Madam Schwalbe schön und witzig seyn wollte, war es noch ihr Steckenpferd, daß sie Rathgeberin und Patronin aller Hülfsbedürftigen und Bedrängten seyn wollte; sie war die geheime Räthin der Wirthin Braun, und wirklich, das ganze Dorf beneidete sie deßwegen.

Sobald Madam Schwalbe ihre Privatangelegenheiten zu Stande gebracht hatte, ging sie nach Friedenthal, um die Fräuleins zu übernehmen, die nach des Barons Willen in seiner Gesellschaft eine Reise machen sollten, damit

sie die Welt kennen lernten. Zu diesem wichtigen Geschäft wurden unter der Leitung des Orakels der Madam Schwalbe die erforderlichen Zurüstungen gemacht, während der Baron die Ankunft des Indischen Packetboots erwartete, weil Demoisell Frank, die ihn jetzt Vormund nennen durfte, noch vor seiner Entfernung, die leicht vier Monate dauern konnte, ihre Briefe zu erhalten wünschte.

Nachdem man Woche für Woche vergebens gewartet hatte, erscholl das Gerücht, das erwartete Packetboot wäre verloren gegangen; und da alle die andern nach Deutschland bestimmten Schiffe angekommen waren, so ward der Tag zur Antretung der Reise festgesetzt, und alle Hoffnung, Briefe aus Indien zu bekommen, für dieses Jahr aufgegeben.

Frau Braun hatte ihren Brauer bis jetzt vertröstet; doch da er nicht länger warten wollte, so gieng sie wieder zu dem Baron, mit dem

alten Anliegen, ihr hundert Thaler vorzuschießen, was er ihr diesmal nicht abschlagen durfte; denn es konnten ja alle Augenblicke Wechsel vom Obristen ankommen, auf die Frau Braun so eifrig gewartet hatte. Doch ließ er sich auf jeden Fall eine Verschreibung aufs weiße Roß geben, ob er gleich, wie die Wirthin meynte, gar nichts riskirte. Dann reiste der Baron nebst seinen beyden Erbinnen und ihrer Führerin ab.

Demoisell Blumenthal sollte zu ihrem unbeschreiblichen Verdrusse Friedenthal verlassen; denn ihre Zuneigung zu unserer Heldin bot Zeit und Umständen Trotz.

Doktor Rabe, dessen großes Genie, der Himmel weiß, wie? unterstützt worden war, hatte vor Kurzem eine große Geldsumme bezahlt, um in der Stadt das Geschäft eines großen Prakticus treiben zu können. Der Doktor

konnte von seinen tausend Thälerchen, eben so wie Frau Braun von ihren hundert, sagen, daß sie weg wären, wie nichts; doch das Geheimnißvolle blieb immer noch, woher sie kamen. Er nahm das Haus und die Meubeln des Herrn, in dessen Stelle er trat, an, wie sie lagen und standen; vertauschte seine Chaise mit einer Kutsche, miethete noch einen Lakey, und ob er schon sein Landgut in Eschenfeld beybehielt, und einen Haushofmeister darauf setzte, so wohnte er doch vorzüglich in Altona, wo nach Madam Blumenthals Willen die Demoisell bey ihnen seyn sollte.

Der Leser erinnert sich hoffentlich noch, daß Doktor Rabe einen Sohn hatte, und dieser Sohn, ob er sich gleich in dem schönen Hause seines Vaters nicht zeigen durfte, ob er gleich nicht mehr in der Familie erwähnt ward, war doch noch am Leben.

Da sich der junge Rabe vor der delikaten Madam Blumenthal nicht durfte sehen las-

sen, so nahm ihn der Bauerndoktor, sein Onkel, mit sich, und dies sah der große Doktor, der täglich mit seiner Mutter zankte, und ihr ihre Niedrigkeit vorwarf, sehr gern.

Der Doktor erbot sich, jährlich zwanzig Thaler für ihn zu bezahlen, bis er den Pflug regieren und selbst sein Brodt würde verdienen können; dann solle dieses Kostgeld aufhören.

Dieser Vergleich ward zu Papier gebracht, und froh gieng der junge Rabe neben seines Onkels Pferden her, dann und wann nach Eschenfeld zurückblickend; doch sein Vater blähte sich stolz in seiner Kutsche, und das ganze Eschenfeld gaffte ihn an.

Allein, ob sich gleich der kleine Rabe ziemlich wohl bey seinem Onkel und seiner Großmutter befand, so waren doch drey Personen in Eschenfeld, die er sehr oft zu sehen wünschte; dieß war ein armer Barbier, der die Köchin

der seligen Madam Rabe geheurathet und nebst seiner Frau immer Achtung für das Andenken der Mutter des jungen Rabe bezeugt hatte; und Eleonore Blumenthal, sie mochte nun seine Schwester oder Cousine seyn, die seine Zuneigung mit Theilnahme erwiederte, ihr kleines Taschengeld mit ihm theilte, wenn er unter der Bedeckung der Nacht zu seinem Freunde, dem Barbier, kam; und dies that er oft, hielt sich heimlich einen Tag in Eschenfeld auf, und kehrte die folgende Nacht wieder in das Städtchen, wo sein Onkel hauste, zurück.

Demoisell Blumenthal gieng jeden Sonnabend nach Hause, und blieb bis Montag; so daß man, indem sie um das Dorf spatzierte, wie sie wollte, ihre Zusammenkünfte und Unterredungen mit dem jungen Rabe gar nicht argwohnen konnte. Diese Zusammenkünfte fingen mit unschuldiger und kindischer Zuneigung an, und wuchsen im Fortgange so an

Interesse, daß Demoisell Blumenthal ganz von Schmerz überwältigt ward, als sie hörte, daß sie nun eine Stadtmamsell werden sollte.

Das Wegziehn des Doktors war für unsere Rosine eine harte Prüfung; es beraubte sie ihrer einzigen Freundin, der sie alles anvertrauen konnte.

Demoisell Blumenthal stand jetzt in ihrem funfzehnten Jahre, und ob sie gleich beym Anfange ihrer Bekanntschaft mit Rosinen weit größer als diese war, so war doch Röschen jetzt um einen halben Kopf größer.

Madam Müller hatte den Grundsatz, daß die besten Gesetze immer die wären, die man durch Beyspiel auflegte. Nichts, pflegte sie zu sagen, wird mit so vielem Eifer unternommen, und mit so vieler Gewissenhaftigkeit ausgeführt, als wo der Weg zum Gehorchen durch Beyspiel geht; und sie sorgte vorzüglich

dafür, daß sie die Unterlehrerinnen in der Schule, ihren Untergebnen auch als Muster aufstellen und zur Nachahmung empfehlen konnte.

Unter der Sorgfalt eines solchen Frauenzimmers mußte Rosine, mit den besten Anlagen, schneller Fassungskraft, treuem Gedächtniß, scharfer Urtheilskraft und gelehrigem Verstande begabt, der Gegenstand der allgemeinen Achtung und Bewundrung seyn. Ihre Stimme war melodisch und sanft. Sie spielte mit großer Fertigkeit sowohl Harfe als Pianoforte, sprach etwas Italienisch, und Französisch, wie eine Pariserin. Sie zeichnete mit Geschmack, und ob sich schon die jetzige Erziehung stolz über die Stahlnadel erhebt, so war doch Rosine die größte Künstlerin mit der Nadel.

Bey so vielen Ursachen, vergnügt zu seyn, war sie nichts weniger als dies; ein geheimer Kummer nagte an ihrer Seele; bloß der Mam-

sell Blumenthal entdeckte sie die Quelle davon.

Im Besitz aller vom Obristen geschickten Kostbarkeiten und Bequemlichkeiten, vergaß Rosine doch nie, daß sie eine Mutter hätte, der wahrscheinlich, wenn sie noch lebte, Brodt fehlen, und die im Elende schmachten müßte.

„Ach! Eleonore,“ pflegte sie zu sagen, (und ihre Wangen brannten bey der erniedrigenden Rückerinnerung;) so niedrigdenkend, so schlecht sie auch seyn mag, ist sie nicht meine Mutter? Habe ich nicht einen Vater, der eben so elend ist? und kann ein Kind, das im Ueberflusse lebt, dessen Wünschen man zuvor kommt, darf es glücklich seyn, während die unglücklichen Urheber seines Daseyns schmachten, oder vielleicht vor Mangel den Geist aufgeben?“

Die edle Herzenswärme der jungen Blumenthal ließ sie an Rosinens Noth

nicht bloß theilnehmen, sondern sie litt selbst mit.

Nun, sagte sie eines Tages zu Rosinen, du klagst um deine Mutter, du, die sonst immer gelassen ist, während ich, die zehnmal mehr Ursache hat —

Wie? Lorchen, du Ursache?

Kannst du oder sonst jemand beweisen, daß ich nicht weit mehr Ursache habe, zu klagen?

Gute Eleonore, nein! du hast Freunde, Blutsfreunde, die dich lieben und beschützen.

Kann seyn, und kann auch nicht seyn; Gott weiß, wo meine armen Eltern leben! Ich glaube, wenn ich eine Mutter hätte, so sollte ich sie lieben, aber was meine Tante (wie einige sagen) oder Mutter (wie andere behaupten) Blumenthal anbetrifft, wenn ich von

der einen Tropfen Bluts in meinen Adern habe, so ist er aufrührerisch und unnatürlich; und ich glaube in der That, keine Thräne würde ich vergießen, wenn ich sie auch nie wieder sehen sollte. Sie ist am ganzen Elende des armen Willhelms Schuld; jedermann sagt, was er für ein hübscher artiger Knabe gewesen sey, und wie sehr seine gute Mutter ihn geliebt habe.

Rosine erstaunte, da sie Eleonoren jetzt zum erstenmahl auf zwey Personen, nämlich auf Doktor Rabe und Madam Blumenthal, schelten hörte, von denen sie glaubte, daß sie Lorchen doch so zärtlich liebten, und sie gab ihrer Freundin deßhalb einen Verweis. Eleonore zerfloß in Thränen; bey jeder andern Gelegenheit nahm sie den Freundschaftsverweis mit Dank an; doch nichts konnte sie hier überführen, daß es natürlich sey, wenn ein ehrlicher Mann seine eigne Mutter schlüge, oder seinen eignen Sohn vernachlässigte; noch,

daß ein gutes Weib sich in solche abscheuliche und unnatürliche Handlungen mischte, die nach Gottes- und Menschengesetzen unerlaubt wären.

Rosine konnte also ihrer Eleonore nicht ganz Unrecht geben, aber Eleonore konnte doch auch Rosinen nicht überreden, sie habe Recht. Die gegenseitige Zuneigung der beyden Mädchen wuchs immer mehr; sie waren nur eine Seele in zwey Körpern.

Die Entfernung der Demoisell Blumenthal aus der Erziehungsanstalt zu einer Zeit, da das Packetboot verloren gegangen war, machte Rosinen ganz trostlos, zumal, da der Krieg in Indien jetzt sehr heftig seyn sollte, und man erwarten konnte, daß des Obristen Unverzagtheit immer vorne an seyn würde.

„Ach!“ seufzte Rosine, „ist dies jetzt eine Zeit, meine Freundin zu verlieren?“

Furcht war nicht bloß das Hirngespinst in Rosinens Kopfe; auch Madam Müller, die ihrer jungen Freundin so gern Muth eingesprochen hätte, zitterte für sie; und als Demoisell Blumenthal bey ihrem Abschiede versicherte, Rosine Frank solle stets ihr Glück und Vermögen mit ihr theilen, so seufzte die gute Müllerin unwillkürlich über die Wahrscheinlichkeit, daß sie es einst brauchen könnte.

Madam Schwalbe stark geschminkt, mit hohen wehenden Federn und stolzem Geiste kam mit den Fräuleins von Erdschwamm, um von Madam Müller Abschied zu nehmen. Als sie die Demoisell Frank vor dem Fenster vorbeygehen sah, fragte sie, wer das liebe süße Mädchen wäre, und wünschte, indem sie zum Spiegel lief, daß die Demoisells bemerken möchten, daß der Umriß von dem Gesichte dieses reizenden Mädchens ganz dem ihrigen gleiche; doch fügte sie sogleich hinzu, da sie einen

schlechtbedeckten Mangel des ihrigen bemerkte: „ich meyne an Interesse.“

Während Madam Schwalbe ihre Gesellschaft so amüsirte, und sich selbst zum Gegenstande der Unterhaltung machte, fuhr der Madam Müller der Gedanke durch den Kopf, daß die Thorheit und Lächerlichkeit der Schwalbin, indem sie immer Gönnerin und Rathgeberin seyn wollte, diesmal zum Nutzen der Rosine gelenkt werden könne; und sie führte sie deßhalb in ein anderes Zimmer, um ihr einige Worte im Vertrauen zu sagen.

Madam Schwalbe hüpfte unter der Last ihres blauen, rothen und gelben Kopfputzes mit ihr hinweg, und vertauschte, wie gewöhnlich, die Eitelkeit des Putzes sogleich mit der gefühlvollen, empfindsamen Außenseite, als Madam Müller ihr sagte, es stehe in ihrer Gewalt, ihr und dem jungen Frauenzimmer, das sie den Augenblick so gelobt habe, einen außerordentlichen Gefallen zu erzeigen.

„Nichts auf der Welt werde ihr so viel Vergnügen machen, wohin solle sie gehn? was solle sie sagen? was könne sie thun?“

Madam Müller gestand ihre furchtvolle Ahndung, daß der gute Obriste Frank in der Niederlage bey Seringapatam, die man schon in Deutschland erfahren habe, geblieben sey.

„Obrister Frank,“ erwiederte Madam Schwalbe, was hat das artige Geschöpf mit diesem zu thun? Das kann doch unmöglich die kleine schmutzige Bettlerin nicht seyn, die er auf der Straße aufgelesen hat?“

Madam Müller antwortete mit einem Lächeln, es wäre die nehmliche, und fügte hinzu: es wäre vielleicht besser, daß sie der Obriste auf der Straße gelassen hätte, wenn er gestorben sey, ohne für sie zu sorgen.

„Himmel! Sie erschrecken mich! rief Madam Schwalbe; das arme Geschöpf, sie ist

außerordentlich schön, ich sah just als Mädchen im Profil so aus; aber was kann ich thun? Soll ich ihr die schlimme Zeitung hinterbringen, und sie bitten, sich nicht zu kränken? soll ich nach Altona gehn und mich nach ihm erkundigen, oder soll ich —“

Nach Seringapatam gehn, dachte Madam Müller. Die Wirthin Braun hatte oft behauptet, daß der Obriste ein Testament beym Baron von Erdschwamm zurückgelassen hätte; doch dieser war immer außerordentlich still über den ganzen Umstand gewesen, obgleich Madam Müller oft und mit Fleiß diesen Umstand von ihm auszulocken gesucht hatte.

Jede Rechnung, dieser neuerlich für Rosinen bezahlte, war immer mit der Klage begleitet, es wäre sein eignes Geld, und er thäte es für seinen geliebten Heinrich.

Doch Madam Müller merkte wohl, daß bey seinem Geize hier eine andere Ursache zum

Grunde liegen müsse, ob sie gleich nichts weniger als argwöhnisch war. Und jetzt theilte sie der Schwalbin jeden Verdacht über diese Umstände mit. Madam Schwalbe versprach im ganzen Ernste, sich für Rosinen zu verwenden; doch als sie nach Eschenfeld zurück kam, saß sie wieder auf dem Steckenpferde des Witzes, und Alles war vergessen.

So verreiste sie, ohne an Demoisell Frank noch an das Testament ein einzigesmal wieder zu denken; als sie aber wieder nach Eschenfeld zurück kam, und den weinenden Braun bey dem Baron von Erdschwamm fand, wo sie hörte: des Obristen Frank Nahme sey endlich auch auf der Liste der Erschlagenen mit eingesendet worden, da fiel ihr das ganze Versprechen wieder ein.

„Nun, Herr Baron!“ sagte Madam Schwalbe, „Sie haben ja sein Testament?“

„Hab' ich es?" erwiederte dieser.

„Ja gewiß, der Obriste gab es Ihnen bey seinem Abschiede."

„Wirklich? Und wer sagte Ihnen denn das, meine schöne Dame?"

„Wer? i nun, Madam — nein ich hab' es vergessen."

„Ich glaube, Madam Braun?"

„Nein!" antwortete die Schwalbin.

„Madam Müller?"

„Nein!"

„Also das Mädchen, die Kleine, wie nennen Sie sie?"

„Wer?" fragte Madam Schwalbe mit einem Tone, der Verwundrung ausdrückte.

„Ich wollte wetten, mein Onkel meynt Demoisell Frank," sagte das älteste Fräulein.

„Das glaube ich ebenfalls; nun gut, Herr Baron, auch die war es nicht. Die ganze Welt sagt es, und die ganze Welt glaubt es."

„Nun gut, meine schöne Dame, so rathe ich Ihnen denn, in Zukunft zu glauben, daß die ganze Welt sich hier abscheulich geirrt habe; denn ich versichere Ihnen, ich habe kein Testament, und glaube auch nicht, daß der Obriste je eines gemacht habe, und ich will Ihnen auch noch ein Geheimniß anvertrauen, das die ganze Welt wissen kann: ich glaube nämlich, der Obriste hatte wohl bey seinem Tode nichts mehr zu vermachen; er war bey Lebzeiten zu verschwenderisch."

„Ach! das arme Kind!" rief Madam Schwalbe, „was wird sie nun mit ihrem feinen und schönen Gesichtchen anfangen?"

„Ich habe die Feinheit noch nicht entdecken können," sagte das jüngste Fräulein, indem sie den Paminahandschuh von ihrer weißen Hand zog.

„Und was ihr Gesicht betrifft, da bin ich versichert, es ist zu blaß, um schön genannt werden zu können," fiel ihre Schwester ein.

„Sey sie was und wie sie wolle," sagte der Baron „jetzt muß sie ihr Brodt verdienen."

„Das ist unmöglich, Herr Baron," erwiederte die Schwalbin.

„So muß sie verhungern, oder zu ihrem ersten Stande, zum Betteln, zurückkehren; denn in einem Jahrhunderte lebt nur Ein solcher Thor, wie Obrister Frank."

Zwey Briefe mit schwarzen Siegeln lagen auf des Barons Tische. Nachdem der Baron

seinen Brief gelesen hatte, gab er Braunen den andern, und dieser ließ ihn sich von Madam Schwalbe vorlesen.

An Sr. Hochwohlgeb. den Herrn Baron von Erdschwamm dieses unterthänige Bittschreiben von Jakob Schulze aus Westphalen.

Hochwohlgeb. Gnaden!

Hiermit wollte ich nur Euer Gnaden melden, daß ich wieder angekommen bin in mein Vaterland, mit Einem Arme, Gott sey gelobt! Mein guter Herr Obrister Frank ist geblieben, er fiel an meiner Seite mit vielen blutigen Wunden. Ich darf Euer Gnaden nicht sagen, er war ein Mann von großer Herzhaftigkeit und Ehre. O weh mir, daß er seinen armen unwürdigen Diener auf der Erde gelassen, solche Zeitungen mit nach Deutschland zu bringen. Ich weiß nicht, wie es war, aber, als die Kanonenkugel

mir meinen Arm nahm, da schloß sich mein Auge, und meine Sinne verließen mich. Im nämlichen Augenblick fiel mein armer Herr. Ein gewisser Feldscheer Herr Hartlieb, der meine Muhme Mey gut kannte, nahm mich vom Schlachtfelde, und schickt mich jetzt mit vieler Güte nach Hause.

Sie können versichert seyn, daß ich nicht nachläßig bin, viel Nachfrage meines armen Herrns wegen zu halten, aber der Teufel selbst könnte nicht auf dem Boden in dem heißen Lande liegen Einen Tag, nach dem er todt war. Ach, es würde Ihr Herz bluten machen, zu hören, wie viele brave Deutsche in dem verdammten Haufen wie Hunde lagen, und so mein armer Obrister konnte nicht bekommen einen christlichen Sarg; ich zweifle nicht, daß er ein Testament gemacht hat, und wenn es so ist, bitte, daß Euer Gnaden mir mein Legat übermachen, damit ich nach Hause bis Wesel kann; und ich

werde Euer Gnaden verbunden seyn, für Sie zu beten bis in Tod

Jakob Schulze.

Madam Braun dankte dem Himmel, daß sie schreiben und Geschriebenes lesen könne, doch weil Madam Schwalbe gelehrt wäre, und sie so sehr zittere, so bat sie, daß Madame den andern Brief auch lesen möchte, welches sie sehr gefällig that, wie folgt:

Mein Herr!

Da ich die Ehre gehabt habe, Ihnen verschiedne Packete vom Obristen Frank in Indien zu überschicken, so nehme ich mir die Freyheit, Sie zu bitten, mir zu sagen, wer seine Erben sind, da einige geheime Papiere in meine Hände gekommen sind, die ich bloß ihnen zu übergeben wünsche. Ich erinnere mich, daß das letzte Mal, als ich das Vergnügen hatte, diesen braven wür-

digen Mann in Pyrmont zu besuchen, und ich ihn erinnerte, daß bey seinen unsichern Gesundheitsumständen, eine testamentarische Verordnung keine unnöthige Sorge seyn würde, er mir antwortete: „ein würdiger, ein ehrlicher, ein braver Mann ist mein gesetzmäßiger Erbe; er wird genug finden, um sich für seine Mühe zu bezahlen, wenn er sich einige nimmt; — ich werde kein Testament machen.“ Aus diesem Umstande schließe ich, daß er intestatus gestorben ist. Er besitzt gewiß großes Vermögen sowohl in Indien, als Deutschland, wie Sie wahrscheinlich wissen werden. Wenn Sie mit der Person bekannt sind, die er meynte, so werde ich Ihnen verbunden seyn, wofern sie mich mit ihrer Addresse beehren, und bin,

mein Herr

Ihr

gehorsamster

J. Weller.

Ein tiefes Stillschweigen folgte auf Lesung dieses Briefes, welches endlich der Baron unterbrach.

„So sehen Sie, Madam, daß nicht die ganze Welt glaubt, der Obriste Frank habe ein Testament bey mir zurückgelassen,“ indem er Madam Schwalbe anredete.

„Aber ich glaube es, und will es beschwören,“ sagte die Braunin, die vor Aerger bersten wollte, „und mein Mann — wo bist du denn? Johann — Johann! — wo ist denn mein Mann? Der arme Narr, er grämt sich gewiß um seinen Herrn; aber der mag hier seyn oder nicht, er war Zeuge beym Testamente, und der kann es bezeugen.“

„Was schwatzt das Weib! kann ihr Mann es bezeugen, das das Testament mir übergeben worden ist?“

„Nein, das sage ich nicht, aber —“

„Aber was denn, Weib? Ich sage Ihr, ich habe kein Testament. Kein Wort mehr davon; und wenn Sie oder ihre Konsorten mich bey der Welt anschwärzen wollen, so werde ich sie vor Gericht finden, und nicht schonen.“

Das Wort Konsorten bezog jedes von den Anwesenden auf sich, daher es allgemein hieß, die Sache sey ja sonnenklar, und man wundere sich, wie sie des gnädigen Herrn Wort bezweifeln könne: so ließ man sie im Stiche, weil man ihre Schulden merkte.

„Wo ist mein Mann?“ fragte die Braunin, sobald sie nach Hause kam.

Er setzte sich auf die Post, artwortete der Hausknecht.

„Was für närrisches Zeug hat er sich wieder in den Kopf gesetzt! ich glaube, er wird

Schulzen aufsuchen wollen, und der Baron ist doch —

„Was?“ fragte der Hausknecht.

„Ein Schurke, unter uns gesagt, und er hat, so wahr als ich lebe! meines Herrn Testament bekommen.“

Madam Müller hatte von Madam Schwalbe gehört, daß jetzt wirklich kein Testament da wäre, und sie hatte schon aus Eschenfeld erfahren, daß der Baron, da er seine Rechnungen wegen der Ausgaben für Rosinen in Ordnung bringe, um ein Gegenstück aufweisen zu können, wenn des Obristen Erbe die Ausgaben für Finken aufzeigte, wünsche, sie möchte ihre Rechnungen zu Ende dieses Vierteljahrs einreichen, weil er weiter nichts für Rosinen nachher bezahlen wolle. Die Braunin suchte ihren Mann vergebens

in Hamburg, fand endlich Schulzen mit Einem Arme, fragte überall nach ihrem Manne, doch vergebens, kehrte halb verwirrt nach Eschenfeld zurück, und fuhr sogleich nach Friedenthal.

Da klagte sie Rosinen ihre Noth, aber Madam Müller verbot ihr, etwas vom Testamente zu sagen. Leider war dies nur zu spät, denn sie hatte Rosinen schon alles geplaudert. Das Mädchen war jedoch sehr gelassen und ergeben in den Willen der Vorsehung.

Kaum war die Gastwirthin fort, als Demoisell Blumenthal herein sprang, und Rosinen in ihre Arme schloß, ihren Verlust bedauerte, und versicherte, ihr Schicksal möge seyn, welches es wolle, sie werde es mit ihrer Freundin theilen.

Der Madam Müller unruhiger Blick konnte Rosinen nicht entgehen; sie küßte ihr

die Hand und fing ganz ruhig an, von dem Gegenstande zu sprechen, der, wie es schien, ihre Freundinnen mehr, als sie selbst beunruhigte.

Madam Müller hatte vor Kurzem sich nach einer würdigen Lehrerin erkundigt, die den übrigen liebenswürdigen Frauenzimmern an die Seite gesetzt werden könnte; Rosine bot sich hierzu an, nicht ängstlich oder kriechend, sondern mit der freyen und gerechten Zuversicht, diese Besetzung der Stelle werde gegenseitig von Nutzen seyn.

Madam Müller nahm ihr Erbieten an, und Rosine konnte sich sehr leicht mit einem Loose aussöhnen, das im Vergleich mit dem, was sie einst war, überglücklich heißen konnte. Ihr Herzschlug dankbar dem entgegen, der eben so Vater des Fürsten als des Bettlers ist.

Ich würde Madam Müller und ihre Zöglinge beleidigen, wenn ich sagen wollte, daß die Veränderung von Rosinens Charakter

keine Aenderung bey ihnen hervorbrachte; sie ward mit Achtung behandelt; bisher hatte man sie als ein Muster gelehriger Vollkommenheit betrachtet, und jetzt sah man zu ihr auf, als auf ein Beyspiel, das nachzuahmen Tugend, und deren Unglück nicht mit Achtung zu behandeln, Verbrechen seyn würde.

Die Zeit, wo sie unter des Obristen Auge lebte, nannte sie den kurzen Feyertag ihres Lebens; sie vergaß immer noch nicht seine Stimme und sein Benehmen, da sie seine Person und Gesichtszüge längst vergessen hatte. Doch, während der Gegenstand von des Obristen Franks Zuneigung so glücklich eine Stelle hatte, ohne daß ihr das Obdach fehlte, wofür er immer so besorgt war, es ihr zu verschaffen, so erfuhr die Braunin in ihren Glücksumständen eine Metamorphose, die sie zu ertragen weder Verstand noch Geduld genug besaß.

Eine Woche nach der andern vergieng, ohne eine Nachricht von ihrem Manne; ihre Ge-

schäfte kamen in Verfall; Schulden häuften sich mit jedem Tage; die Gläubiger wurden dringend, und das Geld rar. Sie nahm ihre Zuflucht zum Gerichtshalter.

Der Baron hatte noch ein Wirthshaus mit allen Bequemlichkeiten an die Straße hingebaut, seitdem er den Tod des Obristen gewiß erfahren hatte.

Es ist wirklich wahr, den kleinen Gasthof mit dem hübschen grünen Platze vorn an, hatte man zuvor für den artigsten Ort gehalten; doch jetzt war es des Barons Lieblingsidee, das alte weiße Roß niederzureißen, und das neue zu privilegiren.

Der Gerichtshalter Falk gab der Braunin den Rath, sie solle alle ihre Creditoren, die unter fünf Thaler schuldig wären, citiren und an des Barons Schreiber, der, beyläufig gesagt, sein Sohn war, bezahlen, das Haus, so wie auch

ihre Geräthschaften verauctioniren, und den Schreiber das Geld einnehmen lassen, der es zu ihrem Vortheil thun würde. Die Wirthin, welche gedemüthigter Stolz, zerrüttete Umstände und veränderte Gesichter, die sie jeden Tag antraf, nebst der Ungewißheit von ihres Mannes Schicksal fast verwirrt machten, war jetzt eben so voll Begierde, Eschenfeld zu verlassen, als sie einst war, hineinzukommen; sie nahm sogleich Herrn Falks Rath an; der Schreiber übernahm die Inventur, und man machte Anstalt zur Subhastation.

Der Auctionstag erschien. Man schlug die Sachen für den zwanzigsten Theil unter dem Werthe los; die Wirthin verließ plötzlich das Haus, um den Jammer nicht mit anzusehn, und suchte bey ihrer Schwester einen Zufluchtsort, die sie damit tröstete, daß sie glücklich seyn würde, wenn sie unter sieben Jahren aus den Händen des Gerichtshalters das Geld erhielte.

Doch den nächsten Morgen erschien zu ihrer angenehmen Ueberraschung der junge Falk, um die Rechnungen in Ordnung zu bringen. Aber versteinert war die gewesene Gastwirthin, als sie die Berechnung sah. Einnahme: vierhundert und sechs und siebzig Thaler, sieben Groschen, elf und ein viertel Pfennig; Schulden nebst Unkosten: vierhundert und siebensiebzig Thaler, zehn Groschen, elf und einen halben Pfennig. Sie wäre ihm also noch einen Thaler drey Groschen und einen halben Pfennig schuldig, weswegen sie sich aber, wie er freundschaftlich hinzufügte, weiter nicht ängstigen dürfe, weil er hoffe, aus ihren kleinen außenstehenden Bierschulden dies einnehmen zu können; wenn er zuvor den Baron ganz werde bezahlt haben, dem er noch einige Groschen habe schuldig bleiben müssen.

Die Leser werden aus diesem Verfahren einsehen, daß der Lehnsherr entschlossen war, sich gänzlich von der Wirthin des weißen Rosses zu befreyen.

Die arme Frau stürzte sinnlos zu Boden, und ihre Schwester schickte nach Doktor Raben, um dem sterbenden Weibe beyzustehen. Doktor Rabe befahl seinem Lakey, dem Kutscher zu sagen, er solle dem Vorreiter auftragen, daß er seinen Famulus aufsuche.

Demoisell Blumenthal, die Rosinen oft von den Brauns sehr liebreich hatte sprechen hören, bat ihn, er solle doch selbst gehen.

„Wer? ich? hm! hm! nein; das ist nicht für Leute meines Standes — hm! hm!“

„Eleonore bittet darum,“ sagte Madam Blumenthal, „und ich befehle es.“

Der Doktor konnte weder Eleonorens Bitten, noch Madam Blumenthals Befehlen widerstehen; doch gehen konnte er nicht; nein, das war unmöglich! seine Füße, die sonst

seiner Mutter, als sie Kirschen, Schoten und Erdbeeren in allen kleinen Städtchen höckte, nacheilten, waren jetzt seit langer Zeit bloß mit wollnen Decken und Pelzstiefeln bekannt; und so ließ man die Kutsche anspannen, um den Doktor Rabe zweyhundert Schritte weit zur sterbenden Braunin zu fahren.

Es gab eine Zeit, wo die Braunin bey der geringsten Uebelkeit das ganze Dorf in Bewegung und Aufruhr setzen konnte; ihr Geschrey ward jetzt eben so gehört, als sonst, und ihr Mund war fürchterlich verzogen; aber jetzt hatte ihre Schwester und der junge Falk die Ohnmächtige allein auf sich.

Als Doktor Rabe ankam, entwischte Falk mit der Zeitung auf den Edelhof.

„Recht gut, recht gut,“ sagte der Baron, „hundert Gulden wollte ich darum geben, wenn ich sie los würde.“

„Hundert Gulden! Wenn mein Herr Vater das gewußt hätte! Doch, ich werde sie gleich fortschaffen.“

„Ja, thun Sie das, mein guter Falk,“ sagte der Baron, „und, hören Sie — wenn funfzig genug wären —“

Falk eilte fort; allein, es wollte nicht angehen; die Ohnmachten hielten an, und sie lag fast bewußtlos bis den folgenden Tag, wo der Doktor ein hitziges Nervenfieber ankündigte.

Was war nun zu machen? Der Baron schickte heimlich zum Doktor, und wollte aus dem hitzigen Fieber gänzliche Tollheit machen, und rieth, sie ins Tollhaus zu bringen.

Doch die Zeiten hatten sich geändert, wo Doktor Rabens Wille, dem des Barons unterworfen war.

„Er mir Rath geben! Was kann er von hitzigen Fiebern verstehn? das Weib muß ins Spital kommen.“

Und auf Doktor Rabens Befehl ward sie auch dahin gebracht.

Demoisell Blumenthal schickte heimlich Geld, und ließ sagen, man solle alles, was der Doktor verordne, auf ihre Unkosten anschaffen; dann gieng sie nach Friedenthal, um dort vorzubeugen, daß man ihre Freundin nicht erschrecke und beunruhige, wenn die Nachricht dorthin gebracht würde.

Dem Wohlwollen dieses liebenswürdigen Mädchens verdankte die arme Braunin ihr Leben; das hitzige Fieber schlug ihr in die Glieder, und, nachdem Bewußtseyn und Gedächtniß wieder kamen, mußte sie drey Monate lang das Bette hüten. Madam Müller und Demoisell Blumenthal steuerten Beyde sehr reich-

lich für sie, sammelten endlich auch noch bey ihren Freundinnen eine Collekte für sie ein, und schickten sie ins Bad. Rosine erfuhr endlich, daß ein anderer Wirth und ein neues Wirthshaus in Eschenfeld sey; sie glaubte aber immer noch, die Braunin suche ihren Mann auf. Des Barons Charakter hatte sich nach und nach so entfaltet, daß Rosine es für schändlich hielt, diesen mit den noch übriggebliebenen Freunden des Obristen zusammenzustellen.

Die Wirthinn Braun hatte nicht bloß ihr hübsches Wirthshaus und alle irdischen Güter eingebüßt, sondern auch den gänzlichen Gebrauch ihrer Glieder; jetzt blieb ihr bloß ein Räderstuhl, das warme Bad und das Wohlwollen der Demoiselle Blumenthal.

Der Baron und seine schönen Töchter richteten sich damals in Hamburg ein prächtigeres Haus ein, als das gewesen war, das der Baron sonst besessen hatte. Die Kutschen waren nach der

neuesten und kostspieligsten Art, und zogen aller Augen in der großen Handelsstadt auf sich. Die Unterhaltungen waren vom höchsten gout. Der Putz der Fräulein war die verfeinertste Mode und zugleich eine Satyre auf Anständigkeit. Se. Excell. der Graf Sternberg, königl. kaiserlicher Kammerherr, geheimer Rath und Resident in Hamburg, ein Cavalier von großer Achtung unter seines gleichen, hatte dem Baron von Erdschwamm ein Lieferungspatent verschafft, vermittelst dessen er während eines kurzen Krieges ein fürstliches Vermögen aufhäufte. Es ist wahr, einige vom unbedeutenden Pöbel sagten, das Patent wäre ein Privilegium für Betrug und Unterdrückung, wenigstens, wie es jetzt gebraucht würde; doch da sich Se. Excellenz, sein lang geprüfter Gönner und Freund, für ihn interessirte, als er angeklagt ward, da wagte es niemand weiter zu sagen, er wäre nicht auf rechtliche Art quittirt worden.

Die Gräfinn Sternberg war eine hochgeborne, hocherzogene Dame vom Stande, die

das Geheimniß besaß, die Blume der Jugend in das Thal des Alters überzutragen; ihre langen Locken wurden noch nicht grau; bey Oeffnung ihrer Carminlippen entdeckte man zwey Reihen Elfenbeinzähne von der schönsten Politur, und ihre strahlenden Augen bemächtigten sich der Herzen jüngerer Mannspersonen, als ihr jüngster Sohn war. Die 24 Jahre, die diese moderne Ninon über die 40 gelebt hatte, waren unter den warmen Strahlen der Hofsonne dahin geflossen. Die Liebschaften und Ausschweifungen, die Unempfindlichkeit und List dieses außerordentlichen Weibes waren allgemein bekannt, und würden eben so allgemein verabscheut worden seyn, wenn nicht ihre Schönheit, Witz, Grazie und bezauberndes Benehmen so unwiderstehlich angezogen hätte.

Als Mensch verachtete die Gräfin ihren Mann, und man muß es ihr zum Ruhme nachsagen, fast jedermann that dieß; doch als Graf und Kammerherr, der die Ehre hatte, einen

goldenen Schlüssel zu tragen, der an seinem Diamantknopfe hing, zollte sie ihm alle mögliche Achtung, die er dankbar durch alle mögliche Gefälligkeiten gegen seine Gräfin nicht bloß, sondern auch gegen ihre lieben und zahlreichen Freunde erwiederte.

Die Kinder der Gräfin Sternberg waren Graf Louis, gegenwärtig in Böhmen, wo die Familiengüter liegen; Graf Robert, Kapitain in hessischen Diensten; Comtesse Emilie, verheyrathet mit dem jüngern Sohne eines armen Barons; Comtesse Karoline, Mariane, und Luise, noch unverheyrathet.

Der Gräfin war es nicht um Ehre zu thun; nein, das weit schlechtere, aber brauchbarere Geld war es, nach dessen Besitz sie einen unersättlichen Durst hegte, ob sie gleich nicht im Stande war, es Eine Stunde lang zu besitzen. Oft stand sie vom Pharaotisch auf, ohne einen Gulden in ihrer Börse zu haben, und ohne

Einen unter ihren mit Sternen und Orden gezierten nbetern zu finden, der gekonnt, wenn er auch gewollt, oder wenn er auch gewollt, gekonnt hätte, um die Börse wieder zu füllen. Jetzt war der Baron von Erdschwamm derjenige, der konnte und auch wollte; so daß, ob gleich er und seine Töchter der Spott ihres Privatzirkels waren, sie es dennoch ihrem Herrn Gemahl und dem Baron selbst nicht abschlagen konnte, die Fräuleins von Erdschwamm bey dem hohen Adel einzuführen.

Die Ceremonie war bey weitem nicht von so vielen unangenehmen und demüthigenden Umständen begleitet, auch war die Gräfin nicht so sehr außer Fassung, als sie erwartet hatte; man fand die Fräuleins nicht bloß leidlich, sondern man bewunderte sie; ihr Anzug war elegant, sie waren schön, hatten noch nicht allen in Friedenthal erlernten Anstand verlernt, waren reiche Erbinnen; und wirklich das Aussehen, das sie überall erregten, das Flüstern der Herren

von Stande und das damit begleitete Lächeln waren mehr im Stande, auf den Wangen der Gräfinn Sternberg das Erröthen des Neides, als das der Schaam hervorzubringen, wenn irgend noch ein Erröthen bey ihr hätte können bemerkt werden.

Da dies wichtige Geschäft vorbey war, wuchs der Glanz der Fräulein von Erdschwamm von Tag zu Tage; sie hatten ihre eigne Loge im Schauspielhause, besuchten die glänzendsten Bälle und formirten unter dem Präsidio der Gräfin einen eleganten Zirkel, wo sie die Ehre hatten, ungeheure Summen im Spiele zu verlieren. Die charmante liebe Schwalbin ward jetzt recht in Athem gesetzt. Früh in den Galanteriegewölben, dann bey den Toiletten, dann mit dem eleganten Diner, dann mit der Begleitung zu Lustparthieen und Assembleen, und bis früh um zwey beym Souper beschäftigt, blieb ihr gar keine Zeit übrig, an alte Bekannte zu denken, viel weniger sich nach ihnen zu erkundigen.

LB Coburg

Charlotte von Erdschwamm, obgleich nicht so artig, als ihre jüngere Schwester, ward mehr bewundert, und hatte den Winter hindurch verschiedne hohe Anträge; doch ihr Herz blutete noch unter der ersten vereitelten Liebe, und die Erinnerung an Heinrichen brachte Vergleichungen hervor, die jeden andern Freyer ihm nachsetzten. Der Baron hätte sich nicht das geringste um ihre Gefühle bekümmert, hätte er nicht selbst eine Parthie für sie gehabt. Der Graf Sternberg, den er zum Schein um Rath fragte, wunderte sich, wie er zugeben könne, daß seine Töchter so viele Männer von Ton und guter Familie abwiesen; zwar, hätten Se. Excellenz ganz ihre wahre Meynung sagen sollen, so hätten sie gestehn müssen, daß sie sich mehr über die Anträge, als über die abschläglichen Antworten wunderten; denn Comtesse Caroline, Mariane und Luise, ob sie sich gleich überall zeigten, brauchten sich die Mühe nicht zu geben, Körbe auszutheilen.

Der Baron antwortete indeß Sr. Excellenz sehr ehrerbietig, „er wolle seinen Mädchen freye Wahl lassen,“ allein seine längst gehegte Absicht war, seinen Liebling dem Stamme des Grafen selbst aufzupfropfen, eine Ehre, an die der Graf nicht dachte, und weswegen er keine Vorkehrungen treffen konnte.

Graf Louis war, wie sonst sein Vater, bey der Armee. Abgerechnet, daß er spielte, trank, Schulden machte, sich schlug und unschuldige Mädchen betrog war er einer der besten jungen Männer von der Welt, und so wie er war, war er es doch, dem der Baron seine älteste Tochter nebst dem größern Theile seines Vermögens bestimmt hatte.

Die jüngste Tochter hatte zwar viele Freyer und Anbeter, aber keine Nehmer; der Baron hoffte indeß geduldig auf eine günstige Gelegenheit für sie.

An einem schönen Morgen im April fiel ihm auf eine sonderbare Weise ein, daß er in den

beyden letztern Jahren keine Nachricht von und über Heinrichen bekommen hatte; und kaum keimte die süße Hoffnung in seiner Seele auf, daß der theure liebe Heinrich zugleich mit dem Obristen geblieben seyn würde als sein Bedienter einen Gast unter dem Nahmen Frank anmeldete.

Der Baron sprang schnell von seinem Stuhle auf. Ein langer ältlicher Mann in Trauerkleidung, dem Ansehen nach Soldat, trat herein, sein weißes Haar in eine kleine Locke gekräuselt, der im Würtembergischen Dialekte seines Besuchs wegen um Verzeihung bat, und indem sein Auge das ganze prachtvolle Zimmer überlief, den vom Bedienten hingesetzten Stuhl annahm.

Des Barons gewöhnliche Geistesgegenwart schien ihn hier gänzlich zu verlassen; er sprach nicht; und da der Fremde nicht wußte, wie er sich diese ungewöhnliche Aufnahme erklären soll-

te, so erinnerte er, um seinen Besuch zu erklären, den Baron an den Obristen Frank.

Der Leser wird sich erinnern, daß in dem frühern Theil dieser Geschichte zwey Briefe vorkamen, geschrieben vom Obristen an eine Person seines Nahmens im Würtembergischen, die, weil er damals kein Testament machen wollte, nach seinem Willen erst seinen Bedienten und hernach seine Pflegtochter der Beschützung seines gesetzmäßigen Erben empfehlen sollten, und diese Briefe waren in Johann Brauns Händen gelassen worden, mit der Erlaubniß, sie nach Gefallen zu vernichten oder nicht. Jetzt hatte es den Anschein, als ob sie Johann nicht vernichtet hätte, denn Major Frank, der jetzt bey unsern Lesern eingeführt wird, der Herr, an den sie addressirt waren, hatte sie in einem Couverte mit der Post erhalten, nachdem sie zuvor, da die Aufschrift ziemlich unleserlich war, von Ort zu Ort bey mehr als zwanzig Franks herumgewandert waren.

Da Major Frank auf der Inlage seine völlige und eigentliche Addresse fand, so schloß er, daß die Briefe von einer unwissenden Person, in deren Hände sie zufällig gefallen wären, wären abgeschickt worden, und da er die Hand seines Anverwandten zu gut kannte, um einen Betrug argwöhnen zu können, so kam er nach Hamburg, um den Baron von Erdschwamm aufzusuchen, von dem er wußte, daß er ein vertrauter Freund des verstorbenen Obristen gewesen sey.

Diesen bat er denn, ihm über die Verlassenschaft des Obristen, wo möglich, Auskunft zu geben, da er versichert sey, daß große Geldsummen nach Deutschland wären überschickt worden, und daß ein noch größeres Vermögen in Indien geblieben sey; und zum Schluß gab er ihm die beyden im Couvert erhaltenen Briefe zum Durchlesen.

Der Baron, noch unfähig seine Gedanken zu sammeln, prüfte die Briefe und das Couvert sehr aufmerksam.

„Glauben Sie, mein Herr," sagte der Major, „daß Ihnen die Hand der Addresse bekannt sey?"

„Glauben Sie," erwiederte der Baron etwas erhohlt, „daß dieß des Obristen Hand sey?"

Der Major erwiederte, er habe keinen Zweifel.

Der Baron untersuchte die Briefe noch einmahl; konnte das Geheimnißvolle nicht enthüllen; wünschte, er könne ihm irgend einen Dienst erzeigen, aber —

Der Major drang in ihn, sich zu erklären; er wäre deswegen tief aus dem Würtembergischen mit vielen Unbequemlichkeiten hieher gekommen, die Kosten einer so weiten Reise nicht zu erwähnen.

Der Baron bedauerte; er hätte wirklich mit dem Obristen auf einem vertrauten Fuße gestanden, aber was sein Vermögen anbeträfe, da könne er bloß und höchstens muthmaßen; er glaube indeß, wenn sich auch des Obristen Vermögen seit seiner Rückkehr nach Indien sollte vermehrt haben, daß er während seines Aufenthalts in Deutschland nichts weniger als reich gewesen sey.

Der Major erstaunte; allein der Baron nahm es auf sich, seine Vermuthung zu beweisen.

Es wäre nicht zu läugnen, daß der Obriste sehr verschwenderisch gelebt, und ihm auch noch ein armes Kind zurückgelassen habe.

„Wie,“ fragte der Major, „und schickte er Ihnen nichts aus Indien?“

„Einige Gold- und Silber-Muslins, die für das Mädchen zu kostbar waren; einige Bou-

teillen Rack, den ich nicht trinken konnte, nebst einigen Büchsen voll Gebackenen, das unterweges verdorben war. Der Muslin ist noch unberührt, abgerechnet 1 oder 2 Stück von dem weniger kostbaren, wenn Sie etwa weibliche Verwandte haben; auch der Rack. Beehren Sie mich mit Ihrer Addresse, und ich will Ihnen alles dem Obristen gehörige zustellen lassen; aber verzeihen Sie — ich kann nicht — wirklich ich kann nicht sprechen.“

Der Major schlug es gänzlich aus, die geringen Andenken von einem Manne einem so gerührten, zärtlichen Freunde abzunehmen, und wollte eben Abschied nehmen, als die jungen Grafen von Sternberg und der Baron Panzer angemeldet wurden.

Da Major Frank seinen Stuhl noch nicht verlassen hatte, und mit den vornehmsten Leuten umzugehn gewohnt, auch dem Hessischen Capitain wohl bekannt war, so beschloß er, ihre

Ankunft lieber abzuwarten, als ihnen auszuweichen zu scheinen.

Der Graf Louis war immer so höflich, daß er leicht den Zugang zu jedem Herzen fand. Der Baron Panzer war schlichter; er hatte ein Fräulein von Frank aus dem Wirtembergischen geheyrathet, und seine Güter an den Grenzen dieses Landes waren jedem Wirtemberger bekannt.

Der Major empfahl sich bald, und da er bedachte, daß sich die Unkosten seiner vortheillosen Reise mit jeder Stunde vermehrten, so ging er zu seinem Agenten, gab ihm jede Addresse, die er selbst wußte, und unterschrieb die Papiere, die nach Indien geschickt werden mußten; speis'te auf einem Coffeehause, und ging bald wieder in sein Logis zurück mit dem Vorsatz, den nächsten Morgen wieder abzureisen; doch schob er dieß auf, da er einen kleinen Packt Muslin, zwey Flaschen Arrack, und eine Ein-

ladungskarte zum Diner bey dem Baron von Erdschwamm auf den nächsten Tag, in seiner Wohnung fand.

Der Major hatte es zwar ausgeschlagen, etwas anzunehmen; allein die Art, mit der es ihm geschickt ward, machte es ihm unmöglich, es wieder zurückzuschicken; er nahm die Einladung an, und schob die Reise wenigstens noch einen Tag auf.

Beym Baron hatte er die Ehre, den Graf nebst der Gräfin Sternberg anzutreffen, wie auch den Graf Robert, ihren zweyten Sohn, die Comtessen Caroline, Mariane und Luise, ihre Töchter; den Baron Panzer und seinen Sohn, die nebst den zwey Fräulein von Erdschwamm Mad Schwalbe dem Baron und ihm die Dinerparthie ausmachten.

Der Major saß zufälliger Weise neben Mad. Schwalbe.

„Frank, Frank," sagte sie mit gezognem Tone, „um Verzeihung, mein Herr! sind Sie etwa mit einem gewissen Obristen Frank verwandt?"

Der Major bejahte es.

„Mein Himmel! der arme Mann war schrecklich häßlich und närrisch, und glauben Sie nicht, daß es gottlos von ihm war, zu sterben, ohne für das artigste Mädchen auf der Welt gesorgt zu haben? Meynen Sie nicht, daß sie sehr schön ist?"

„Wer, Madam?"

„Wer? Demoiselle oder Fräulein Frank. Sie kennen sie gewiß."

„Fräulein Frank! Nie hörte ich von einer Verwandtin, die sich in dieser Gegend aufhielte.

Nicht? Das arme Mädchen. Dann glaube ich, daß sie ihren ersten Namen wieder angenommen hat; ich möchte wissen, was mit ihr geworden wäre; sie ist ein liebenswürdiges Geschöpf; ich sah sie nur einmahl, und ward von ihr bezaubert; auch singt sie, und ihre Augen, solche Augen giebt's gar nicht; sie spielt ein prächtiges Clavier, und malt zum Entzücken. Was für blitzende Augen, und welche schöne Taille hat sie!“

Hier konnten nun die beyden Fräuleins von Erdschwamm nicht mehr schweigen.

„Um des Himmels willen, Madam,“ sagte mit dem sanftesten Stimmchen die älteste, „können Sie das im Ernste eine schöne Taille nennen? Im Gegentheile, sie ist plump, bäuerisch, stark, wie eine Bauernmagd.“

„Madam Schwalbe beschreibt,“ sagte die jüngste, „die Demoiselle — wie nennt man sie jetzt, Onkel?“

„Immer noch Frank, meine Liebe.“

„— also Demoiselle Frank und ihre blitzenden Augen mit der Partheilichkeit einer Freundin; aber der größte Spaß bey der Sache ist es, daß Schönheit und Freundschaft hier bloß in ihrer lebhaften Einbildungskraft existiren; sie hält sie für schön, weil ihre alte Gouvernante in der Erziehungsanstalt sie vielleicht so genennt hat, und nennt sich ihre Freundin, ohne je mit ihr ein Wort gesprochen zu haben.

Diesen doppelten Angriff nebst dem Gelächter hierüber konnte man nicht so gelassen ertragen. Madam Schwalbe behauptete mit Wärme, daß aufrichtige Freundschaft immer ihr Steckenpferd gewesen sey, und daß sie auch durch ihren Geschmack berechtigt zu seyn glaube, bestimmen zu können, was schön sey; sie behaupte also: Demoiselle Frank, ihre theure junge Freundin, wäre ohne Ausnahme das artigste und vollkommenste Mädchen in Deutschland.

Dieß läugnete nun Fräulein Charlotte geradezu. Und Henriette sagte: „sie möge nun seyn, was sie wolle, Geld genug koste sie ihrem Onkel; — sie wäre ehrbar, und das wäre alles.“

„Ja, Fräulein,“ antwortete Madam Schwalbe, „indem sie immer noch das höhnische Lächeln nicht vergessen konnte, das Henriettens Anmerkung über ihre Freundschaft begleitete, „wenn Geld Schönheit schaffen oder Vollkommenheiten schenken könnte, so würde ohne Zweifel ihr Onkel zuerst bieten; allein Geld kann keine Demoiselle Frank hervorbringen.“

„Der Madam Schwalbe ihre Schwäne sind immer bloß Gänse,“ bemerkte Fräulein Henriette.

Die Spielparthieen wurden arrangirt und Mademoiselle Frank vergessen. Doch war des Majors Neugier aufgereitzt; des Obristen nachgelassener Brief zu Gunsten Rosinens

gab ihm das Recht, Bekanntschaft mit ihr zu machen. Dieß schien auch der Obriste gewünscht zu haben, und er schob daher seine Reise wieder so lange auf, bis er das Mädchen gesehen haben würde, die der Obriste, nach des Barons Ausdruck, so närrisch geliebt hätte. Der Major bestellte sich eine Chaise, um den folgenden Tag nach Friedenthal zu fahren.

Als Major Frank in Friedenthal angemeldet ward, überzog ein Feuer Rosinens Wangen, und gleich war sie wieder blaß, wie der Tod. Mad. Müller ließ ihn ins Visitenzimmer führen. Der Major zeigte des Obristen Briefe vor, beklagte das Geheimnißvolle, das über des Verstorbnen Angelegenheiten liege und ihn hindere, die in diesen sonderbaren Briefen, die an Testaments Stelle wären, erwähnten Legate zu berichtigen; und fügte hinzu, daß nicht bloß die Neugier, sondern der Wunsch,

eine dem Obristen Frank so theure Person kennen zu lernen, ihm seinen Besuch bey ihr vor seiner Rückreise nach Würtemberg abgenöthigt habe.

Der Major besaß zu viel Verstand, um nach der Madam Schwalbe glänzendem Gemählde eine Göttin zu erwarten, doch kannte er auch wieder die weibliche Wahrheitsliebe zu gut, um aus des Fräuleins ihrem: ehrbar, und das wäre alles — auf etwas mehr als Alltägliches zu schließen.

Enthusiastisch und voll warmer Freundschaft ergoß sich Mad. Müller über die höhern Reize, die den Geist und Körper ihrer geliebten Schülerin schmückten, und schickte dann nach ihr in die Schule.

Rosine war jetzt nach D. Rabens Berechnung in ihrem 16ten Jahre, trug heut ein

einfaches weißes Kleid, ungepudertes Haar, und ihr Gesicht glühte vor Schönheit und Gesundheit. Sie trat herein; er näherte sich, ihr sein Kompliment zu machen; trat zurück und rief aus: „Mein Gott! wer hat diese Geschichte erfunden? und weswegen? Sie, ja, ich fühle es, ich weiß es, wer Sie sind, liebes Kind! lassen Sie mich diese reizenden Züge betrachten; wahrhaftig, Madam, dieß ist des Obristen Franks Tochter; sie ist ein lebendiges Gemählde sowohl von —“ Mad. Müller erschrack; sie klingelte und ließ ihren Bedienten im Zimmer bleiben; der Major hatte zwar das Benehmen eines ehrlichen Mannes, er redete von seinem Besuche bey dem Baron und seiner Verwandtschaft mit dem Obristen Frank; doch konnte das Erstere Erdichtung seyn, so wie sie versichert war, daß das Letztere unwahr sey; sie hatte selbst den Obristen oft gesehen; seine Figur war zwar schön, aber seine Haut zu ausgezeichnet häßlich, um vergessen zu werden.

„Ich glaube, mein Herr," sagte Mad. Müller, indem sie in Gegenwart ihres Bedienten Muth faßte, „Sie haben den Obristen Frank nie gesehen."

„Ich sehe ihn jetzt," sagte der Major, indem er Rosinen mit zärtlichem Ernst ansah; „diese ist seine Tochter."

Rosine weinte; der Major führte sie zu einem Stuhle.

„Ach! mein Herr," sagte sie, „Sie irren sich sehr; es war zwar meines Wohlthäters Wille, daß ich ihn Vater nennen sollte, aber ich weiß es zu gut, und vergesse es nie, daß ich auf weiter nichts, als auf sein Mitleiden Ansprüche machen kann; ich war das Kind seiner Wohlthätigkeit, nichts weiter."

„Sie setzen mich in Erstaunen," erwiederte der Major, „ich kann mich nicht irren —

Ihre Stimme — eben so ähnlich Ihr — kennen Sie Ihre Mutter? hat der Obriste je —"

Rosine erröthete, und wandte ihre brennenden Wangen hinweg.

„In Verlegenheit wollte ich Sie nicht setzen, „doch reden Sie, antworten Sie mir, erinnern Sie sich Ihrer Mutter noch?"

„Vollkommen, und auch meines Vaters."

„Guter Gott!" rief er aus, „und dann nach einer Pause, „doch nur noch eins, kannte der Obriste diese Eltern? hatte er Umgang mit ihnen? war er, so wie der Ihrige, auch ihr Wohlthäter?"

Der Obriste? Obrister Frank Umgang mit solchen elenden Leuten, wie meine Eltern? Ach mein Herr, Madam Müller hat wohl Recht, Sie haben den Obristen nie gesehn."

„Das begreife ich nicht," sagte er, sie immer noch zärtlich anblickend; „Sie sind sehr liebenswürdig; aber ich muß Ihnen Beyden sagen: Sie konnten den Obristen nicht so kennen, wie ich ihn kannte, den Stolz, die Zierde seiner Familie; Sie haben ihn nicht die steilsten Felsen hinanklimmen, über die weitesten Klüfte springen, und über die höchsten Gebürge fliegen sehen, mit Anstand, Stärke und Behendigkeit, leichter als sein Lieblingswindhund; nicht seine braunen im Winde flatternden Locken, und sein schönes Gesicht, mehr erröthend, als selbst weibliche Bescheidenheit; nein, Sie haben ihn bloß als Raub der Krankheit, als Opfer der Verzweiflung gesehn. Ach mein unglücklicher Vetter! so wie ich ihn beschrieb, verließ ich die blühende Hoffnung meines Zwillingsbruders, als ich mit meinem Regimente nach Westindien ging; welche Trümmer, welche erbarmenswürdige Trümmer fand ich bey meiner Zurückkunft! Seine Leidenschaft — doch am besten ist's, man übergiebt der Vergessenheit seine Geschichte —

sie war sein Untergang; im Rausche der Verzweiflung, o schrecklich, schrecklich! hatte er tödtendes Gift verschluckt, und mein armer Bruder, sein Vater, stand, als ich in sein Zimmer trat, Todesangst seines Sohnes wegen aus, und betete zugleich für den Selbstmörder." Der Major hielt inne.

Rosinens Kopf sank unwillkührlich auf des Majors Arm, und Mad. Müllers Thränen begleiteten die ihrigen; jetzt ließ sie den Bedienten wieder hinausgehen.

„So eine Erzählung," fing der Major wieder an, „sollte kurz seyn; einen großen Theil des tödtlichen Trankes gab mein armer Neffe wieder von sich; doch blieb immer noch genug zurück, das im Stande war, jede Spur von dem, was er gewesen war, an ihm zu vertilgen; seine durch Konvulsionen verschobenen Züge wurden nie wieder so schön symmetrisch; die blauen Adern schlängelten sich nicht mehr auf seiner feinen Haut; die Farbe davon war gänzlich ver-

ändert, und er lag drey Monathe lang aller seiner Kräfte und Fähigkeiten beraubt, und ward mit jeder Stunde einem Leichnam ähnlicher; doch dieser Tod konnte seine Leidenschaft nicht überwältigen, sie kehrte mit dem Gedächtniß zurück; nicht bloß sein Daseyn zu erhalten, sondern — kurz, seine Freunde, unter denen ich vielleicht der thätigste war, brachten ihn mit Gewalt in die weite Welt, noch ehe seine Geistes- und Körperkräfte völlig wiedergekehrt waren; dieß war unvermeidlich; und ich habe gehört, daß er für diese nothwendige Grausamkeit immer ein so lebendiges Gefühl beybehalten habe, daß er sich von allen seinen Verwandten mit dem wärmsten Unwillen abschwor; so daß ich erstaunet bin, eine Möglichkeit zu finden, daß ich sein Vermögen erben kann. Mein armer Bruder konnte die Abwesenheit und das Elend seines einzigen Sohnes nicht überleben.“ Der Major hielt wiederum inne.

„O mein guter Wohlthäter!“ rief Rosine, die immer noch weinte. „Ja, Madam,“

fuhr der Major fort, „dieses junge liebenswürdige Frauenzimmer ist das vollkommene Ebenbild des Obristen Franks vor seinem Unglücke; und da ich einige Ursache habe, zu glauben, daß er ein Kind hat oder hatte, das so alt als sie seyn müßte, so macht dieß einen so starken Eindruck auf mich, daß ich ihn nicht sogleich wieder los werden kann. Wo waren Sie denn geboren, meine Liebe? wer kann sich Ihrer Kindheit erinnern? Wenn mein Herz und Verstand mich nicht gänzlich trügen, so werden Sie doch noch glücklich seyn, auch wenn wir keine Erbschaft von des Obristen Vermögen bekommen.“

Doktor Rabe hatte damals das Podagra und mußte zu Hause bleiben; weil nun dieser Zeit und Umstände der Geburt unserer Heldin wissen mußte, so beschloß der Major, ihn sogleich zu besuchen.

Mad. Müller mußte dieß billigen; in ihrer Brust entsprang ein Gefühl, das man

zwar nicht Hoffnung nennen kann, das aber doch wohlthätig für sie war; sie bat ihn sehr, wieder zurückzukommen und in Friedenthal zu übernachten.

D. Rabe erzählte jeden Umstand von Rosinens Geburt, gerade wie ehedem dem Obristen; und der jungen Blumenthal edles Herz floß gegen ihn in Rosinens Lobeserhebungen über.

Vernünftiger Weise war jetzt kein Zweifel mehr übrig; allein trotz der Vernunft blieben dem Major noch Zweifel übrig; und nach seiner Rückkehr nach Friedenthal wuchs die Theilnahme für Rosinen, die er schon im Herzen fühlte, noch mehr, als sie alle ihre Vollkommenheiten ihm zeigte, denn so wollte es Mad. Müller haben, die stolz auf ihre Schülerin war. Auf Harfe und Pianoforte war Rosine Meisterin; sie sang italienisch und malte vortrefflich; die Portraits der Mad. Müller und ihrer Freundinnen hingen in diesem Zimmer.

Der Major sprach gut Französisch und etwas Italienisch; Rosine sprach beydes gut; er erstaunte; er hatte viele schöne und vollkommne Frauenzimmer gesehen, doch hier war so ein Zusammentreffen von Schönheit und Talenten, daß sein Vollkommenheitsideal übertroffen ward.

Major Frank war nicht verliebt in Rosinen, allein er fühlte für sie eine Zuneigung, die so zärtlich und oft dauerhafter ist, als Leidenschaft. Als er sich in sein Schlafzimmer begab, schwebte Rosinens Bild immer in seiner Einbildungskraft; früh stand er müder auf, als er sich niedergelegt hatte, und als er sich empfahl, versprach er den Damen, sie noch einmahl vor seiner Ruckkehr ins Vaterland zu besuchen.

Rosine ließ eine Thräne fallen, die Mad. Müller zärtlich hinwegküßte; und sie nahmen ihre Zuflucht zu dem Mittel wider üble Laune, Vapeurs, Unwillen und Langeweile, zu lobens-

würdiger Beschäftigung, die nicht bloß viele Nervenkrankheiten heilt, sondern auch selbst wider die Liebe hilft. Alle Musen, ob sie gleich unter einer Menge von Liebesgöttern lebten, waren unbefleckt, weil sie beschäftigt waren.

Doch dem Major stand kein dergleichen Mittel zu Dienste, ihm, der in seiner Postchaise mit sich allein war.

Dieser Major Frank hatte sich in seinem funfzigsten Jahre mit der jüngsten Tochter eines Proviantcommissairs verheyrathet, die in ihrem achtzehnten Jahre ein Muster von Schönheit und Artigkeit gewesen war. Ihr Vater gestand ihm damals frey, er könne seiner Tochter nichts mitgeben; aber was macht sich ein funfzigjähriger verliebter Freyer aus der Mitgift, wenn er ein Mädchen von achtzehn Jahren liebt! und obgleich der alte Raden seiner Tochter kein Vermögen mitgeben konnte, so schaffte er ihr doch ziemlichen Staat. Henriette war sehr zufrieden

mit ihrem Spiegel, und es war wirklich ärgerlich, solche glänzende Reize in dem alten Familienschlosse des Majors zu vergraben.

Den Landdamen um Falkenburg schien die Majorin ein Muster der Nachahmung, und die Cavaliere tranken in jeder Gesellschaft ihre Gesundheit.

Bey ausdrucksvollen Augen, regelmäßigen Zügen, feiner Haut und guter Taille besaß die Majorin noch eine Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit, die sie in jeder Gesellschaft unentbehrlich machte; sie sang angenehm, konnte acht und vierzig Stunden lang tanzen, ohne über Müdigkeit zu klagen, und war so der allgemeine Liebling; so daß ihre Ankunft auf der Falkenburg das Signal für Vergnügen, Gesellschaften und Putz zu seyn schien.

Dem Major schmeichelte die allgemeine Bewunderung seines Schatzes, und ihr schmeichelte die Anbetung der ganzen Welt.

Es trat jedoch eine kleine Pause in den beständigen Vergnügungen auf Falkenburg ein, als innerhalb eines Jahres nach der Hochzeit ein kleines Ebenbild erschien.

Jetzt brachte der Major, statt sonst an der Toilette seines Weibchens, in der Kinderstube seine Zeit hin, wo ihm unter den neuen angenehmen Vatergefühlen der größte Theil des Tages verstrich; doch seine Gemahlin betäubten Vergnügen auf Vergnügen wieder so sehr, daß sie wenig Zeit, an Mann oder Kind zu denken, übrig behielt.

Nach der Geburt seines dritten Kindes gab er ihr oft einen Wink, daß sie ihren Aufwand nun einschränken und das ziemlich geschwächte Vermögen etwas besser zusammenhalten müßten; und er hatte sogar das Herz, ihr Beyspiele von einigen ziemlich modernen Damen aus ihrem Zirkel aufzustellen, die wirklich ihre eignen Kinder auch selbst säugten.

Vernunftgründe, Vorstellungen, Unwille, alles half bey dem jungen lebhaften Weibchen gar nichts, und warum hatte der Major so ohne Kopf geheyrathet! Das junge Weibchen blieb, wie zuvor, schön, lebhaft und zerstreut, und mit dem vierten Kinde vermehrten sich des Majors Glück und Sorgen. Die Mutter hatte das wichtige Geschäft, Ammen zu miethen, auf sich genommen.

In der alten romantischen Burg hatte man bis jetzt, aus Achtung fürs Alte, sogar die antiken Meubeln und Tapeten beybehalten; doch hatte die Majorin das Visitenzimmer, den Speisesaal und die vorzüglichsten Schlafzimmer ganz modernisirt; den alten Damast und die vergoldeten Himmelbetten hatte sie gegen feinen Zitz und Musselin vertauscht. Da sie ihre zahlreichen Freunde und Freundinnen immer mit Eleganz und Geschmack aufnehmen wollte, so mußte ihr die Grille des Majors, zwey von den größten Zimmern für seine kleine Familie einzu-

richten, in allem Ernste ganz zuwider seyn.

Nun ward unglücklicherweise für die Majorin aus dem nachgiebigsten, gutherzigsten Ehemanne ein wunderlicher, eigensinniger, alter Kerl, der den Besitz eines so jungen, schönen Weibchens gar nicht verdiente. Denn da die jährlichen Ausgaben anfingen, die Einnahmen zu übersteigen, und die Zuneigung in seinem Vaterherzen zu seinen Kindern mit jedem Tage wuchs, so fing er an, sich zurückzuziehen und Einschränkungen zu machen.

Ihre Gesundheitsumstände fingen von den häufigen Zerstreuungen an, wankend zu werden; doch sie schrieb dieß der verdrüßlichen, mürrischen Laune ihres Gemahls zu, und so erschien er ihr immer saurer und knickernder, und sie sich selbst als eine leidende Heilige; jetzt sah sie weniger Gesellschaft auf dem Schlosse, und auch sie sah man weniger auf dem Schlosse.

Mit Kummer und Gram bemerkte der Major die Kälte und Gleichgültigkeit seines Weibes gegen ihre Kinder, die mit jeder Entfernung von ihm zunahm, und er wandte daher nunmehr seine ganze Zeit darauf, ihnen ihre Gesundheit zu erhalten, und ihre Geisteskräfte und Sitten vollkommen auszubilden.

Die Folgen von dem gegenseitigen Benehmen war, bey ihm: Entfernung der Zuneigung, und bey ihr: Eifersucht, üble Laune und schlechtes Betragen. Die Kinder, wovon drey Mädchen und das jüngste ein Knabe war, wurden alle das, was zärtliche Eltern wünschen konnten; und je liebenswürdiger sie dem zärtlichen Vater seyn mußten, desto verhaßter mußte ihm eine Mutter vorkommen, die ihre unschuldigen Spiele und ihr kindisches Lächeln so kalt und gleichgültig übersehn konnte.

Der Stolz der Majorin ward durch ihres Gemahls Kälte tödlich verwundet; doch wenn

bey diesem Stolze auch im Herzen einige Reue verborgen lag, so verhinderte ersterer doch immer, daß letztere sich nicht äußern konnte, um das gute Vernehmen wieder herzustellen, und den schönen, in seinen Augen so vortheilhaften Charakter einer zärtlichen Mutter anzunehmen.

Sie zog ihren Spiegel zu Rathe; da fand sie alles noch, wie gewöhnlich; das Gesicht, das der Mann nicht mehr achtete, war ja immer noch reizend; ihr Geist nahm seine Zuflucht zu den süßen Tönen ihrer Bewunderer und Schmeichler, und sie fing an, ihren Mann mit ausgezeichneter Kälte zu behandeln.

Die einzige Folge von diesem Betragen war, daß er jede Extra-Ausgabe noch mehr verminderte, und dieß war eine so unerhörte Grausamkeit, daß die aufgebrachte Dame mit Augen voll Thränen versicherte, kein Mann könne sein Weib, und was für ein Weib! auf diese Art behandeln, wenn er nicht an irgend einem an-

dern Frauenzimmer hinge; wer dieß andere Frauenzimmer seyn könnte, war jedoch ein Geheimniß, das weder sie, noch ihre spionirende Zofe eine Zeitlang errathen konnte.

Doch ein Trost für die Majorin war es, daß die schöne Herzogin, die eine Nacht auf dem Schlosse zubrachte, erklärte: die älteste Tochter Cäcilie würde eine vollkommne Schönheit werden. Dieß entdeckte die Mutter selbst nun auch, und von dem Augenblick an ward Cäcilie ihr Liebling, und in alle Lustparthieen mitgenommen.

Zu dieser Zeit wütete der fürchterliche Feind der Schönheit, die Blatternkrankheit, in der Nachbarschaft von Falkenburg, und man traf jede Vorsichtsregel, daß die Bewohner des Schlosses frey von der Ansteckung bleiben sollten; allein der schöne, gesunde fünfjährige Knabe, des Majors einziger Sohn, war zu wild und flatterhaft, um in den vom Vater vorge-

schriebnen Grenzen zu bleiben; er ward angesteckt, und nun nahm seine Mutter ihre schöne Tochter von der Burg mit sich fort ins Haus einer Freundin, die eben so fröhlich und gedankenlos, als sie, war.

Der kleine Wilhelm lag gefährlich krank, und im hitzigen Fieber sprach er sehr oft von der guten Frau in Donats Fischerhause an der Flußseite; der zärtliche Vater, ob er gleich nichts von seiner Bekanntschaft in diesem Hause wußte, schickte hin nach ihm, um seinen Liebling zu beruhigen; aber wie erstaunte er, als er, statt Donaten zu sehen, eine Karte mit Empfehlen von einer gewissen Madam Weissenborn erhielt, die sich die Erlaubniß ausbat, den kleinen Wilhelm besuchen zu dürfen. Dieses Billet war französisch und sehr schön geschrieben, so daß er überzeugt ward, er habe ein sehr gebildetes Frauenzimmer zur Nachbarin, doch war Donats Fischerhaus außerhalb den Grenzen seines Gutes.

Er antwortete sogleich, entschuldigte die Abwesenheit seiner Gattin, drückte seinen Dank aus für die Güte der Dame, die er mit Dank annähme, und deren Gesellschaft er mit Vergnügen erwarte. So bald als Madam Weissenborn auf der Burg angekommen war, eilte sie ans Bette des kleinen Patienten, der sogleich in ihre Arme sprang, und sein brennendes Haupt an ihren Busen legte. Hierauf fiel er in einen süßen ruhigen Schlaf, der dem zärtlichen Vater Hoffnung zur Wiederherstellung einflößte. Der Major betrachtete die fremde Dame als den Schutzengel seines Sohnes; kaum konnte er seinen Dank stammeln, als sie seinen Liebling so zärtlich behandelte, und sich erbot, während der ganzen gefährlichen Krankheit seine Pflege und Wartung zu besorgen.

Donat war ein armer Fischer, der mit seinem Weibe in einer kleinen Hütte an der Flußseite kümmerlich lebte, und mit Mühe und Arbeit sein Brod verdiente; er hatte seine

alte taube Mutter bey sich, und die Tochter seiner verstorbenen Schwester.

Donats Häuschen war dicht beym Wasser, das ihn ernähren mußte, eingeklemmt zwischen zwey Felsen, wo noch einige halb nackte Familien wohnten, die mit der übrigen Welt in keiner andern Unterhandlung standen, als daß sie ihre Fische an sie verhandelten, und sich kaum für das daraus gelöste Geld die ersten Bedürfnisse des Lebens verschaffen konnten.

Bey den öftern Ueberschwemmungen sahen die armen Leute oft Menschen und Güter vorbey schwimmen, ohne etwas retten zu können. An einem schönen Morgen nach einem fürchterlichen Ungewitter, als die Sonne majestätisch schön aufging, befand Donat sich zufälliger Weise am Ufer, und hörte eine menschliche Stimme seufzen; er sah nach, und fand in eine Felsenritze von der Wuth der Wellen ein Frauenzimmer hineingeworfen, das so eng hin-

eingepreßt lag, daß sie sich nicht rühren konnte; und Donat konnte allein ihr auch nicht heraushelfen. Er rufte sogleich seine Nachbarn; die arme Fremde ward mit vieler Schwierigkeit herausgewunden, und in Donats Häuschen getragen; sie war ganz zerstoßen, und hatte einen Fuß gebrochen.

Donats Weib war selbst kränklich und besaß ein vortreffliches Herz; sie pflegte die Fremde und man schickte sogleich nach einem Wundarzte in das benachbarte Städtchen, der ihren Fuß wieder einrichtete, und ihre Wunden verband; durch unablässige Sorgfalt kam sie wieder zum Leben, und erhielt ihre Besinnungskraft wieder; und just an dem Tage, da die arme Anne, das Weib ihres Erhalters, durch ihre Anstrengung und Pflege und durch Nachtwachen bey der Kranken den edlen rühmlichen Tod — als Opfer der Menschlichkeit und des reinsten Wohlwollens — starb, da erklärte der Doktor die Fremde für gänzlich wiederhergestellt.

Wie traurig war das für die Fremde! sie schenkte ihm eine Summe Geldes, die ihn verhältnißmäßig in Ueberfluß versetzte.

Die Lage des Fischerhauses an der Flußseite stimmte mit der melancholischen Stimmung der Fremden sehr überein; sie beschloß da zu bleiben, ließ das Haus vergrößern, und zum Aufenthaltsort für sich einrichten; behielt die junge Anne als ihre Magd, und den Donat als ihren Diener; doch befahl sie beyden, sie sollten nach, wie vor, wirthschaften und ihre Handthierung treiben, ohne sich merken zu lassen, daß sie eine Hausgenossin hätten.

Mad. Weissenborn war, als die Fluthen sie fortrissen, so glücklich gewesen, eine Menge Banknoten bey sich zu haben, die, ob sie schon naß wurden, doch immer ihren Werth behielten; diese waren vielleicht nach ihrem jetzigen Lebensplane mehr als hinreichend, die Bequemlichkeit des längsten Lebens zu verschaffen; allein

ob dieß ihr ganzes Vermögen war, ob sie in der geschäftigen Welt noch Freunde, Verwandte oder Bekannte hatte, waren Umstände, die nie ihren Lippen entschlüpften, und an die der ehrliche Fischer nicht dachte.

Als Mad. Weissenborn ihre Zimmer ausmeublirt hatte, so fand sie, ob sie gleich viel las, schrieb und auf dem Pianoforte und der Zither spielte, bey ihrer großen, thätigen, edlen Seele dennoch eine Leere in sich, die sie auf eine Art ausfüllte, welche das von ihr so ängstlich verborgene Geheimniß entdeckte. Donat ward nemlich von ihr ausgeschickt, Nothleidende und Hülfsbedürftige aufzusuchen; auch ward er in den Stand gesetzt, der jedesmaligen Noth abzuhelfen, und bald hörte man, Donat hätte eine gute Frau in seinem Hause, das sie habe vergrößern lassen. Doch diese Sage blieb unter den gemeinen armen Leuten, und auf der Falkenburg wußte man davon keine Sylbe.

Wilhelm Frank lief gern weit herum, guckte mit seinen blonden Haaren und rothen Backen in jede Bauerhütte der Nachbarschaft; und er hatte an einem Sommerabende einen Wald durchstreift, der an der Grenze von seines Vaters Gute lag, um Erdbeeren zu suchen, bis er endlich seine Spielkameraden verlohr; zufälliger Weise wandte er sich links statt rechts, verfolgte einen Fußsteig, der ihn endlich an das Ufer eines klaren Flusses brachte, an einigen Stellen durchgänglich, weil große weiße Steine von der Natur selbst hingelegt schienen, an der andern Stelle wieder tief und klar.

Wilhelm sah sich um; schon oft war er an vielen andern Oertern über diesen Fluß gegangen, und indem er sich besann, daß seine Pflegerin jenseit des Flusses irgend wo sich aufhielte, so schritt er von einem Steine zum andern, bis er ausglitschte und ins Wasser fiel.

Die Fenster von der Mad. Weissenborn Zimmern übersahen den Fluß; sie saß just zerstreut, als sie das Kind sah geschwommen kommen; schickte Donaten zu Hülfe, und rettete den Knaben glücklich.

Wilhelm war überall zu Hause; und während seine Kleider getrocknet wurden, ward er völlig bekannt mit der guten Frau; ob er nun gleich listig genug war, diesen Vorfall zu Hause zu verbergen, damit sein Herumschwärmen in Zukunft nicht eingeschränkt werden möchte, so besuchte er doch von nun an das Fischerhaus beständig, wo man ihn gern sah und liebte.

Es dauerte 21 Tage, ehe die Blattern zum Ausbruch kamen; während der Zeit wurden des Majors zwey Töchter und ein Aufwartemädchen nebst verschiednen von dem übrigen Gesinde ebenfalls krank.

Diese allgemeine Noth, wo die vereinigten Gefühle des zärtlichsten Vaters und des besten

Herrn sich gleich stark äußerten, mußte so ein Herz wie der Mad. Weissenborn ihres rühren, und ihre Theilnahme erregen. Wilhelm starb in ihren Armen, und es war ungewiß, welche von den beyden Mädchen ihm zuerst nachfolgen würde.

Jetzt übernahm Mad. Weissenborn die Sorge und Pflege für die beyden Mädchen, die alle beyde blind und ganz voller Pocken lagen; doch die Pockenkrankheit nahm eine günstige Wendung für sie; sie wurden dem Tode entrissen, und der entzückte Vater freute sich hierüber so sehr, als er sich über den Tod seines Lieblings betrübt hatte.

Die natürliche Folge von so einer Bekanntschaft, die in einer so wichtigen Lebensperiode begann, war Freundschaft, die auf der einen Seite auf Mitleiden, und auf Verbindlichkeit auf der andern sich gründete. Mad. Weissenborn nahm die Bewunderung, Dankbar-

barkeit und Hochachtung des Besitzers der Falkenburg mit sich, der nun selten einen Tag vergehen ließ, ohne diese Gefühle in sich verstärkt zu sehen, and seinen Besuch in dem Fischerhause abgestattet zu haben.

Unterdessen hatte der Majorin ihr Entfliehen gar nichts geholfen, denn sie hatte entweder das Pockengift schon mit sich gebracht, oder war bey ihrer Freundin angesteckt worden; denn sowohl die schöne Cäcilie, als sie selbst, legten sich an Einem Tage. Doch die ganze Bösartigkeit der Blattern schien ihre Wuth auf der Falkenburg ausgelassen, und sich nun geschwächt zu haben; die Damen entwischten ohne Pockengruben, und waren schon vollkommen wieder hergestellt, als sie die böse Zeitung vom Major erhielten, und auch ihn erst von ihrer Krankheit benachrichtigten.

Als die Majorin wieder auf die Burg zurückgekehrt, war, und ihre beyden Töchter sah,

wovon die eine von Blattern sehr gezeichnet war, und die andere davon böse Augen hatte, so freute sie sich sehr, daß sie und die schöne Cäcilie so glücklich durchgekommen wären. Dieß erschütterte den Major sehr, der jetzt wieder an seinen verstorbnen Liebling, den blühenden Knaben, dachte; Thränen traten ihm in die Augen.

Da die Majorin ihren Wilhelm nicht sehr gekannt hatte, so bedauerte sie ihn auch nicht sehr, sondern überließ sich wieder ihren alten Vergnügungen; der Major ging jeden Tag mit seinen 2 jüngsten Töchtern ins Fischerhaus an der Flußseite; die Kälte gegen sein Weib und die Verdrüßlichkeit über ihre Ausgaben nahm zu, da er seinen Erben eingebüßt hatte. In der Gesellschaft der Mad. Weissenborn fand er Trost, Zufriedenheit und Ruhe.

Die Majorin mußte bald von der neuen Bekanntschaft ihres Mannes unterrichtet werden;

sie fand, daß dieses sonderbare Frauenzimmer sieben Jahre in der Nachbarschaft der Burg gewohnt habe, und daß es grade so lange sey, daß sie ihres Mannes Liebe verloren hätte. Sie hielt die ganze Geschichte von Verunglückung, und daß sie bey Donaten einsam leben wollte, für Erdichtung und Mährchen. Denn wie sollte ein von einem armen Fischer aufgefangenes Frauenzimmer ein Haus so ausbauen, sich Meubles anschaffen, und die Armen kleiden können! Wie könnte ein guterzognes Frauenzimmer von Welt es aushalten, bey dem Fischer Donat und seiner tauben Mutter zu wohnen! Zum Bauen und Ausmeubliren hätte gewiß ihr Major der saubern fremden Dame das Geld zugesteckt; denn man wußte nun, daß er dieses außerordentliche Weib in Gesellschaft seiner beyden jüngern Töchter besuchte. Mit solchen Gedanken quälte sich die Majorin.

Die in ihrem Herzen lange zurückgehaltne Wuth brach nun aus. Der Major gab zu ver-

stehen, daß sie beyde der Mad. Weissenborn Verbindlichkeiten schuldig wären, und daß seine Frau dieser Dame eigentlich eine Visite schuldig wäre; hierüber fuhr sie auf, verließ das Zimmer, ließ sich ein eignes Schlafzimmer zubereiten, und sah ihren Mann, der wenigen Gäste wegen, die Falkenburg noch besuchten, nur noch im Speisesaale.

Still und gelassen trug der Major sein Unglück, fuhr fort seine Töchter zu erziehen, und nahm sie, zum Aergerniß für den guten Ton, mit sich auf die Flußseite zur Weissenbornin. Demoiselle Cäcilie, die älteste, ward der beliebigen Leitung der Majorin überlassen, und ein Glück war es für sie, daß der Major sie lesen und schreiben gelehrt hatte, ehe sie die elegantern Wissenschaften des Putzes, Kartenspieles und Tanzens anfing.

So standen damals die Sachen auf Falkenburg zwey Jahre lang, als das vorerwähn-

te Packet ankam, und den Major so angenehm mit der Hoffnung überraschte, jetzt seiner ziemlich in Verfall gerathenen Familie wieder aufhelfen zu können.

Der erste und zweyte Brief des Majors an seine Frau, von Hamburg aus, waren sehr ungünstig für ihre schon gebauten Luftschlösser, und als der dritte und vierte ankam, fing man an, die ganze Sache als eine fehlgeschlagene Hoffnung anzusehen.

Hingegen Mad. Weissenborn munterte ihren Freund immer noch auf, seine Nachforschungen fortzusetzen. An diese schrieb der Major eine kurze Beschreibung der Sitten und Lage unserer Heldin, und eröffnete ihr seinen Lieblingswunsch, diese auf Falkenburg bey sich zu sehen, um seinen Töchtern ein Muster zur Nachahmung aufzustellen, wodurch er zugleich eine Pflicht gegen seinen verstorbenen Anverwandten erfüllen werde. Aber dann Anmuth, Schönheit und

Delikatesse da einzuführen, wo sie auf Demüthigung und Beleidigung stoßen möchte, wie könne er dieß wagen?

Mad. Weissenborn, entzückt über den Vortheil einer solchen Gesellschafterin für Emma und Minna, des Majors jüngere Töchter, schrieb ihm ihren wärmsten Beyfall für diesen Plan, und gab ihm den Rath, daß er der Majorin Hoffnung wegen des Indischen Reichthums wieder beleben, und, ohne die Vollkommenheiten oder Schönheit des Mädchens zu erwähnen, die Sache so vorstellen solle, daß er das Mädchen in seinen Schutz nehmen müsse, bis er gewissere Nachricht von des Obristen Vermögen erhielte, ohne mit einer Sylbe ihrer ehemaligen Umstände zu gedenken; durch diese Zurückhaltung bloß könne die Majorin bewogen werden, sie mit Achtung zu behandeln, die ihre dunkle Abkunst ihr rauben müsse.

Die Meynung einer so schätzbaren Freundin, da sie überdieß noch mit seiner eignen übereinstimmte, bestimmte ihn nun ganz, und er

besuchte Friedenthal noch einmal. Madam Müller hörte seinen Antrag mit untermischtem Kummer und Vergnügen. Er sagte, er betrachte sich als eine Art von Vormund über die Pflegtochter seines Neffen, und wie könne er seine Vormundspflichten erfüllen, wenn er von Friedenthal so viele Meilen entfernt wäre? Er wolle sie in seine Familie als eine Verwandte einführen, und als Tochter behandeln, und seine Bitte an sie würde bloß die seyn, daß sie seinen Töchtern Beyspiel und Muster seyn möchte.

Mad. Müller liebte Rosinen, und war überzeugt, daß ihr Wegkommen der Schule nachtheilig seyn würde; doch Eigennutz entschied nie bey ihr. Im Gegentheil, sie malte ihrer Freundin den Nutzen aus, den ihr ihre Bekanntschaft mit der Welt verschaffen würde. Sie werde sich gewiß überall Freunde machen. Rosine empfand, daß der Rath ihrer Lehrerin wohlwollend und aufrichtig war, und nahm des Majors Anerbiethen an, der sogleich wieder in die Stadt zurückkehr-

te, um Anstalten zu ihrer Abreise zu machen. Dem. Blumenthal widersetzte sich aus allen Kräften dieser Verbannung ihrer Rosine; doch gab sie endlich den Vernunftgründen der Mad. Müller Recht, unter der Bedingung, Rosine möchte die wenigen Tage, da sie noch in ihrer Nachbarschaft wäre, bey ihr zubringen.

Rosine schrieb um des Majors Erlaubniß, diese Einladung anzunehmen, und erhielt sie, nebst einer eingeschlossenen Banknote von funfzig Gulden, sich zur Reise zu equipiren.

Es war jetzt über ein Jahr, seit der Baron von Erdschwamm einiges Geld für Rosinens Bedürfnisse vorgeschossen hatte, und seit einem halben Jahre hatte er es gänzlich abgeschlagen, ihr noch irgend etwas vorzuschießen; doch des Obristen Geschenke waren so freigebig gewesen, daß Mad. Müller verschiedene schöne Stücke Musselin aufgehoben hatte, und so verließ Rosine ihr Friedenthal, begleitet von

den besten Wünschen und Segnungen eines Jeden, der sie kannte.

Rosine fiel zwar nicht beym Abschiede in Ohnmacht oder gebehrdete sich, wie vielleicht einige von unsern jungen Leserinnen erwarten werden; doch verließ sie ihre gute Lehrerin mit einem unvertilgbaren Eindruck von dankbarer Hochachtung und Liebe. So lange bey ihrer Entfernung Friedenthal ihrem Blicke noch sichtbar war, sah sie sich um, und Thränen benetzten ihr Gesicht; aber ganz heiter stieg sie aus D. Rabens Kutsche, und brachte drey Tage damit zu, alles zu sehen und nichts zu arbeiten.

Erst jetzt erfuhr sie, daß man vom armen Wirthe Braun keine Nachricht habe, und daß sein Weib an Krücken im Bade wäre. Rosine liebte beyde; sie beklagte des armen Johanns Schicksal, und schickte seinem Weibe von ihren 50 Gulden 10. Aber jetzt benachrichtigte sie der Major, daß er den andern Tag zu ihrer

Abreise festgesetzt habe; daß er, um die Reisekosten zu vermindern, zwey Plätze auf der Post genommen habe, die früh um 4 Uhr von Hamburg abführe, weswegen er auch wünschte, daß sie die Nacht vor ihrer Abreise in dem Gasthofe schlafen möchte.

Auch dahin begleitete sie Eleonore, und der Major ließ Rosinens wegen einen kleinen Abendschmauß veranstalten, wo er mit unendlichem Vergnügen auf die Ergießungen der zärtlichsten Liebe und Fröhlichkeit von den Rosenlippen der Schönheit und Jugend horchte, als jeder zufriedne Zug seines Gesichts sich auf einmal verwandelte, da der Marqueur ihm heimlich eine Person anmeldete, die ihn besuchen wolle. Er bat die Mädchen hastig, in das anstoßende Zimmer zu gehen, oder vielmehr, er schob sie hinein, und kaum waren sie darin, als ein Frauenzimmer schnell in das Zimmer hineintrat, das sie so eben verlassen hatten, deren ängstlicher Ausruf beym Anblick des Majors die Oh-

ren der beyden jungen erstaunten Freundinnen erreichte. Da die Thüre in der Eil nur angelehnt geblieben war, so schlich Eleonore, mit dem Finger auf der Lippe, auf den Zehen an die Thüre, und blieb dort stehen, um zu beobachten, was vorginge, bis der Major nach einiger Zeit dahin blickte, aufstand und die Thüre verschloß.

Doch was Dem. Blumenthal gesehen hatte, erfüllte sowohl sie als Rosinen mit Erstaunen.

Die Dame hatte sich in des Majors Arme geworfen; sie faltete ihre Alabaster-Hände, und indem sie ihre schönen Augen mit einem so schmelzenden Ausdrucke gen Himmel warf, daß blos das Weiße in den Augen noch sichtbar war, schluchzte sie, als ob ihr das Herz zerspringen wolle.

Der Major schien sie mit leiser Stimme zu beruhigen und zu trösten.

„Nie, nie, nie!“ indem sie in einen Thränenstrom, der ihr Linderung zu verschaffen schien, ausbrach: „Ach nimmermehr!“

Noch immer schien der Major sie zu beruhigen; sie horchte so aufmerksam zu, als es bey weinenden Augen und herzzerreißenden Seufzern möglich war; sie nahm einen Brilliantring von ihrem Finger, und schob ihn auf seinen; sie drückte seine Hand mit Wärme; hierauf faltete sie die ihrigen wieder, blickte aufwärts und flüsterte leise; dann kam ihre Herzensangst wieder, sie warf sich auf ihre Knie, schlug ihren Busen und stieß heraus: „O verzeihe!“ — Thränen erstickten ihre Worte; der Major hob sie auf das Sofa; sie weinte an seinem Busen; er selbst schwamm in Thränen. In diesem Augenblicke war es, als er aufstand, und die Thüre zumachte; und die neugierige, aber bestürzte Eleonore flüsterte Rosinen ihre Entdeckungen zu.

Die Dame hielt sich fast eine Stunde auf, in der heftigsten Gemüthsbewegung; dann und wann erreichten Worte und zerstückte Sylben das anstoßende Zimmer, die von heftigem Schluchzen begleitet wurden; hierauf war es wieder

ganz still; des Majors leise tröstende Stimme ward mit der sanften Klage des leidenden Kummers beantwortet; endlich klingelte es; Eleonore eilte an das Fenster, das auf die Straße sah, und sah eine glänzende kostbare Equipage, die, wie sie beym Schein von drey Laternen an der Kutsche sehen konnte, mit Wappen geziert war. Der Major führte die Dame hinunter, aber ließ sich nicht vor ihren Leuten sehen, von denen drey schlanke Bursche mit Fackeln, in reichbesetzten Livreen, warteten. Der Dame, die, nach ihrer Mattigkeit und ihrem Anzuge zu schließen, krank zu seyn schien, ward in den Wagen geholfen, der schnell mit ihr die Straße hinunter rasselte.

Der Major ließ sich entschuldigen, daß er nicht zu seinen jungen Freundinnen wiederkommen könnte, die einander gegenüber am Tische saßen, und sich anstarrten, als ob sie auf eine Erklärung eines so sonderbaren Auftritts warteten. Eleonore sprach zuerst; sie blieb dabey,

der Major wäre ein ränkevoller Mann, und es sey nicht rathsam, daß man ihm einen solchen Engel, wie ihre Rosine, anvertraue; sie bat sie dringend und feyerlich, das Haus sogleich zu verlassen, und mit ihr nach Eschenfeld zurück zu kehren.

Rosine, die sich zwar das Geschehene eben so wenig als Eleonore erklären konnte, war in ihrem Urtheil nicht ganz so streng; die Dame, sagte sie, schiene ein gebildetes Frauenzimmer zu seyn, und der Major wäre ein verheyratheter Mann.

Eleonore unternahm es auf ihrer Seite, zu beweisen, daß ihre Schlüsse richtig wären; denn daß die Dame ein wirklich gebildetes Frauenzimmer wäre, ließe sich nicht beweisen; daß der Major verheyrathet wäre, dieß hätte dabey gar nichts zu sagen.

„Eleonore!" rief Rosa aus.

Diese antwortete auf den Vorwurf: nur wäre ein grauköpfiger Liebhaber eine Seltenheit.

Rosine ward durch ihren Scherz mehr geärgert als belustigt: sie war sehr unwillig, den Argwohn über des Majors Tugend aufzunehmen, und doch war das Geschehene so geheimnißvoll, daß sie wirklich nicht wußte, was sie denken sollte.

Eleonore bestand auf ihrem Argwohn, sowohl wegen des Majors, als auch seines Besuches; denn was für ein Recht, so fragte sie, könne ein sittsames Frauenzimmer haben, sich an den Busen eines andern, als ihres Ehemannes, zu werfen, oder mit einem alten Manne, der wieder nach Hause zu seiner Familie reise, beym Abschiede ein so großes Aufheben zu machen?

Rosine konnte nicht ganz beytreten; sie blieb schwankend; und der Glockenschlag vier,

die Stunde der Abreise, fand unsere artigen Freundinnen noch immer am Tische sitzend, mit dem noch unberührten Abendessen vor sich, indem sie sich über den wichtigen und unentschiednen Punkt den Kopf zerbrachen, „ob der Major Frank ein recht guter oder recht böser Mensch wäre.“

Der Major trat herein, Dem. Blumenthal schwieg; sein Gesicht bewies, daß er eben so wenig als sie, geruhet habe, und er schien zu unruhig zu seyn, um die Mädchengruppe zu bemerken. Man meldete D. Rabens Kutsche; alles war in Eilfertigkeit, Verwirrung und Klagen; Eleonore schluchzte in den Armen ihrer Freundinn ihr Lebewohl, und der Major führte Rosinen zur Kutsche, nachdem er sie mühsam von der zögernden Umarmung ihrer scheidenden Freundin losgemacht hatte.

Der Major war nicht zum Sprechen aufgelegt; und die Erscheinung der vorigen Nacht

sowohl als die geliebte Erinnerung an ihre von ihr getrennte Freundin beschäftigten Rosinens Gedanken ganz; doch, als der Tag anbrach, ward ihr Herz, voll des Bewußtseyns ihrer Tugend, immer leichter; sie blickte voll Verwunderung umher, jede Aussicht gefiel ihr; jede vorübergehende Person schaffte ihr Unterhaltung; sie hatte Stollbergs Homer in ihrer Tasche, las zuweilen, und sah sich dann wieder um. Manche Aussicht erinnerte sie an eine ähnliche bey dem schönen Friedenthal; Eleonorens Stimme klang immer noch in ihren Ohren; eine stille Thräne schlich sich unwillkührlich über ihre Wange; doch Homer und seine Helden verscheuchten sie; so daß sie, als sich der Major wieder aufzuheitern anfing, durch das Buch und ihr Gespräch jede trübe Rückerinnerung beym Major als auch bey sich selbst verscheuchen konnte; sie reisten immer weiter auf Postkutschen, so, daß sie kaum merkten, wie sie an den Ort gekommen waren, wo sie des Majors Wagen erwarten sollte.

Seit Monaten und sogar seit Jahren hatte sich der Besitzer von Falkenburg nicht darum bekümmert, was seinem schönen Weibchen in den Anordnungen auf der Burg gefiele oder mißfiele; doch da er wünschte, daß die artige Fremde gut aufgenommen werden möchte, so hatte er einen langen nachdrücklichen Brief geschrieben, worin er die Pflichten der Gastfreundschaft von einer Hausmutter gegen eine junge Waise klar aufstellte; hierzu fügte er den Nutzen, der hieraus für ihre eignen Kinder von einer so lobenswürdigen Gesellschafterin zu ziehen wäre; auch die Gold- und Silbermusselins schickte er vor seiner Ankunft nach Hause.

Die Majorin besaß nebst der Eifersucht, wozu sie nach ihrer Einbildung so gerechte Gründe hätte, eine so kleine Seele, daß sie durchaus keiner andern Person einen höhern Grad von Vollkommenheit verstatten konnte, als der war, der ihren eignen Charakter zierte. „Dieser unübertreffbare Musterspiegel mit seinen unbeschreibli-

chen Vollkommenheiten, worin beständen sie denn, und besäße sie diese alle nicht selbst so, daß sich die Kinder weit vortheilhafter nach ihr bilden könnten?“

Während der Abwesenheit des Majors, war seine Gemahlin ein wenig von einem Fieber und bösem Halse heimgesucht worden, und dieses häßliche Fieber hatte sie nicht bloß abgehalten, ihre Freundinnen und Freunde auswärts zu besuchen, sondern hatte diese auch gänzlich abgeschreckt, ihr die Aufwartung zu machen.

Die Majorin konnte unter keiner härtern Trübsal seufzen, als sich in Gesellschaft mit dem ihr allerfremdesten Wesen, mit sich selbst, zu befinden, und so schickte sie denn wirklich einmal nach allen ihren Kindern, um sich wenigstens beschäftigen zu können.

Da die kalte und stolze Entfernung, in welcher sie bis jetzt die zwey jüngsten gehalten hatte,

durch ihre Niedergeschlagenheit ein wenig gemildert worden war, und die Bemerkung, daß ungeachtet der Röthe in Minna's Augen, und einiger Pockengruben in Emma's Gesichte, sie doch beyde ziemlich hübsch werden würden, ihrer Stimme eine Sanftheit, und ihrem Benehmen eine gute Laune gab, die die Kinder entzückte, so entlockte sie ihnen viele Anekdoten von ihrem Papa und der Mad. Weissenborn aus der unbefangenen Brust, die diese beyden vor einer Seele, die nicht durch das gelbe Glas der Eifersucht sieht, oder in der engen Brust des Neides athmet, in dem liebenswürdigsten Lichte würden aufgestellt haben. Sie machte ihrem Verdrusse und ihrer Wuth durch Thränen Luft.

Die Kinder waren gerührt; so eine gütige Mutter konnte nicht unrecht haben; Cäcilie war der Mutter Echo, und anstatt der täglichen Besuche, die sie in dem Milchhause an der Flußseite machen zu dürfen gebeten hatten, un-

terließen sie es jetzt gänzlich, dahin zu gehen, und betrachteten die Mad. Weissenborn als eine Feindin von der Mama.

Der Major ward angenehm überrascht, seine Wohnung ohne Visiten, und noch angenehmer, seine Gattin im häuslichen Zirkel seiner drey Kinder zu finden; sein Gesicht erheiterte sich, und er umarmte sie alle mit Entzücken, wobey ihm die Thränen in die Augen traten.

Die Augen der Majorin hatten ein ganz andres Geschäft; sie waren mit Verachtung und Erstaunen auf ein Gesicht gerichtet, das schöner als ihr eignes war, blühender als Cäciliens, und auf dem mehr Ausdruck und Verstand glänzte, als sie je gesehen hatte und fassen konnte.

Der Major, beleidigt, da er Rosinens Compliment mit einem unhöflichen, ausforschenden Anstarren erwiedert sah, führte sie zur Majori nehr ernsthaft mit den Worten: ich stelle

Ihnen hier ein junges Frauenzimmer vor, das Ihrer Protection Ehre machen wird.

Die Majorin machte eine nachlässige Verbeugung, und setzte sich wieder. „Wie?“ sagte der zärtliche Vater, indem er sich verwundert umsah, denn sogar die schöne Cäcilie hing sonst nach einer kürzern Entfernung gewöhnlich an seinem Halse, „was soll das heißen? habt ihr eurem Vater gar nichts zu sagen? keinen Willkommen für seine Freundin?

Die Kinder sahen die Mama an; dieser ihr Gesicht drückte weder Zärtlichkeit für ihren Mann, noch Gefälligkeit gegen die Fremde aus; sie näherten sich jedoch; die beyden jüngsten, durch seine väterliche Umarmung zu der vorigen Zärtlichkeit erwärmt, hingen an seinem Halse, und begleiteten dann seinen Blick auf Rosinen.

Diese, gewohnt der Gegenstand der wohlwollenden und theilnehmenden Aufmerksamkeit

zu seyn, stand noch immer; ihre erhabene Seele erinnerte sich anderer Auftritte. Zwar ließ sie die natürliche Artigkeit der beyden jüngsten Mädchen und das obgleich cerimoniöse Kompliment der schönen Cäcilie wieder einige Hoffnung schöpfen, doch brachen ihr die Thränen über das Benehmen der Dame aus den Augen; Emma reichte ihr einen Stuhl, und schmiegte sich daran, um Rosinens kalte und unthätige Hand zu drücken; Minna sprang ihrem Vater aufs Knie, und setzte sich zu ihrer Mutter.

Das Abendessen war bereitet, und es schien mehr Harmonie zu herrschen, als die Bedienten auf der Falkenburg seit langer Zeit gesehen hatten.

Der Major wollte keine Geheimnisse haben; er fragte Emma, „was die liebenswürdige Mad. Weissenborn mache,“ so frey und unbefangen, als ob sie die Freundin des Hauses wäre.

Emma blickte ihre Mama an, deren Röthe sich zu erheben anfing; sie stotterte, und als sie ihres Vaters strengen, durchdringenden Blick sah, erröthete sie ebenfalls.

Der Major wiederholte seine Frage, und Minna antwortete: „sie hätte die Mad. Weissenborn jetzt wirklich nicht gesehen, und wäre lange, lange nicht in dem Milchhause gewesen.“

Jetzt kam das Rothwerden an den Major; aber da er zufällig Erstaunen auf dem Gesichte der jungen Fremden bemerkte, so raffte er sich zusammen, und sprach von etwas anderem.

Rosine konnte hier nicht die geringste Aehnlichkeit zwischen Mann und Frau entdekken; die Unschuld ihrer Seele und die Ermüdung der Reise gewährte ihr bald einen sanften Schlummer, und den nächsten Morgen stand sie mit verjüngter Heiterkeit und Schönheit

auf, indem sie muthig beschloß, ihre Rechtschaffenheit, Aufrichtigkeit und Seelenruhe stets zu behalten und zu bewahren, man möge sich gegen sie betragen, wie man auch wolle, und stets der Vorsicht zu vertrauen, die sie immer so wunderbar errettet und versorgt habe.

Die kleinen Mädchen hatten mit Ungeduld drauf gewartet, wenn Rosinens Fensterladen sich öffnen würden, und hüpften mit freundlichen Gutenmorgen-Wünschen ins Zimmer; wenn auch gleich nicht ganz so gesittet, wie die, an die Rosa gewöhnt war, doch wenigstens eben so zutraulich; und sie hörte mit Vergnügen, daß ihr Gepäcke, namentlich ihr großes Pianoforte, ihre Harfe, Bücher und Kleider so eben auf Donats Wagen nach der Falkenburg gebracht würden.

Die Kinder waren, nach ihrer natürlichen, ihren Jahren und ihrer Lebhaftigkeit angemessenen Neugier, ungeduldig, zu sehen, was das

Gepäck enthielte, und da ihr das Frühstück aufs Zimmer gebracht ward, so brachte sie ihre Sachen in Ordnung, und spielte, auf das unablässige Bitten der Kinder, verschiedene kleine Lieder. Noch vor Tische erzählten die Mädchen ihrem Vater: „daß Mamsell Rosine mehr wäre, als hübsch und schön, sie wäre sehr gut, und wüßte, wie man alles machen sollte.“

Der Major war, ungeachtet des Ungehorsams seiner Kinder, in Absicht auf Mad. Weissenborn, der, wie er leicht merken konnte, von seiner Frau unterstützt worden war, doch so entzückt bey der Erinnerung an die Familienscene, die ihn bey seiner Rückkehr so angenehm überrascht hatte, daß er sich mit den süßesten Hoffnungen schmeichelte, und da er keine Gäste fand, so glaubte er, seine Frau habe angefangen zu denken; er ging deswegen in ihr Ankleidezimmer mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit in seinen Mienen, und fing eine Unterhaltung an, die, wie die Majorin voraus beschloß, jeden

Umstand ihres künftigen Benehmens gegen Rosinen festsetzen sollte.

Die Majorin hielt die warme Umarmung des Majors, und die Aufmerksamkeit, die er ihr den vorigen Abend bezeugt hatte, für Verstellung, um einen Lieblingsplan durchzusetzen; zwar hatte sie nach genauer Prüfung eines jeden Zuges in Rosa's offnem Gesichte den schon halb entstandenen Argwohn wieder aufgegeben, daß der Major eine strafbare Liebe zu ihr trüge; jedoch glaubte sie, daß ein enges Freundschaftsband zwischen der schönen Erbin eines so ansehnlichen Theils von des Obristen Vermögen, und zwischen der Göttin der Flußseite geknüpft werden sollte.

Als der Obriste zu der Einen Thüre hineintrat, so ging ihr Kammermädchen zu der Andern hinaus; er versuchte es, die zurückgezogene Hand seiner Gattin zu ergreifen, und fragte in einem sanften Tone, wie sie geschlafen habe? und wie ihr junger Gast ihr gefiele?

[library stamp]

Sie antwortete mit verächtlicher Ironie, daß, nachdem er sein Weib aller Rechte, auf die sie Anspruch machen könne, beraubt nachdem er der Gesellschaft der Mutter seiner Kinder die der Abentheurerin in Donats Hause vorgezogen, und die Liebe dieser Kinder von ihrer natürlichen Neigung abgezogen, noch sehr wenig gefehlt habe, die Schändlichkeit seiner Aufführung ganz außer Zweifel zu setzen, und dieses wenige habe er nun vollendet, da er eine Person in das Haus gebracht habe, bloß in der boshaften Absicht, um seine eigne liebenswürdige Tochter zu verdunkeln, die, wie sie deutlich sähe, ihm zuwider geworden wäre, weil sie ihr gut wäre. Der arme Major war so bestürzt, daß man ihn für schuldig hätte halten können.

Sie versicherte ihn ferner mit erhöhter Stimme und Gesichtsfarbe, daß sie alle seine Plane durchschaue; das Mädchen, zu Arglist und Ränken erzogen, werde ihr das Herz zerreißen,

LB Coburg

wenn sie ihre geliebte Cäcilie in den Hintergrund stellte; doch, wenn er vielleicht erwarte, daß sie seine liebe Pflegtochter auf der Burg in Gesellschaften einführen, oder außerhalb in Familienzirkel mit sich nehmen solle, so bedaure sie seinen Irrthum. Der Major wollte sie unterbrechen, aber ihre geläufige Zunge fuhr fort.

Ich weiß, was Sie sagen wollen, mein Herr, Sie sind Herr in Ihrem Hause, und darüber werde ich auch kein Wort verlieren, doch keine Gewalt soll mich unter Ihrem Dache zwingen, Leute, die ich nicht leiden kann, zu protegiren.

Nach dieser stolzen Erklärung verließ sie das Zimmer, und stieg mit Cäcilien in die Kutsche, die sie schon zuvor bestellt hatte, um zu einer ihrer Freundinnen zu fahren.

Der Major, voll Erstaunen, Gram und Verwirrung, ging in sein Kabinet, wo alles,

wozu ein Mann von Grundsätzen und reinem Herzen seine Zuflucht nehmen kann, unzureichend war, seine beunruhigte Seele wieder zu besänftigen; er wußte nicht, wie er sich gegen seine Gattin und Rosinen benehmen sollte; auch war es ihm unmöglich, seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang nach der Flußseite zu machen; er war wirklich unbaß, und ließ sich damit entschuldigen, daß er nicht Mittags mit seiner Familie speisen könne.

Rosine ward unruhig über seine Abwesenheit, doch äußerte sie ihre Gedanken über das Benehmen der Majorin nicht im geringsten, und speiste mit Emma und Minna, von einem Mädchen bedient, weil der Bediente nicht da war.

Die Kinder waren lebhaft, wohlwollend und angenehm. Der Major hatte sie mehr gelehrt, als es vielleicht für Mädchen nothwendig ist; und Mad. Weissenborn hatte sich viele Mühe gegeben, ihren bäuerischen Dialekt zu ver-

bessern; allein sie hatten noch eine Ausgelassenheit und Rohheit an sich, die unserer Rosine auf den ersten Augenblick Natürlichkeit zu seyn schien, aber ihr in der Folge sehr anstößig war.

Jetzt sah Rosine die freundschaftlichen Beweggründe des Majors völlig ein, die darauf bestanden, ihr Herkommen zu verheimlichen; es war leicht einzusehen, daß die Majorin kein Herz besaß, die Dürftigkeit zu mildern, oder die Tugend im Gewande der Armuth zu achten.

Minna schwatzte viel von einer gewissen Mad. Weissenborn, und wie ungehalten der Papa wäre, daß sie so lange Zeit nicht dort gewesen wären, auf der Flußseite."

„Und wer ist die Mad. Weissenborn?" fragte Rosine.

„Meiner Six, sie ist Ihnen so ähnlich, als sich zwey Gerstenkörner sind," sagte das roth-

bäckige Mädchen, das bey der Tafel aufwartete.

„Wie kannst du nur so dumm seyn, Hanne?“ sagte Emma lachend, „wie kann Mad. Weissenborn denn Mamsell Rosen ähnlich seyn? Du weißt ja, sie sieht blaß aus, und ist noch älter, als die Mama.“

„Ja, Mamsellchen, das weiß ich alles, aber spricht sie nicht, lacht sie nicht, und weint sie nicht, wie die Mamsell? und wenn sie nicht so schön ist, so ist sie doch auch hübsch.“

Rosa merkte jetzt, daß Mad. Weissenborn, eben so als ihr Herr, von Hannen geschätzt und geliebt würde, und dies Mädchen, das die gütige Abwartung nicht vergessen konnte, da sie die Pocken mit den beyden Kindern zu Einer Zeit hatte, sprach nie von Mad. Weissenborn, ohne sie zu loben und zu segnen; und daß sie sie mit Rosinen verglich, war bey ihr kein geringes Lob für die letztere.

„Da geht ihr Papa, Mamsellchen!“ sagte Hanne, „immer hinunter in die Aue; ich wußte wohl, daß er keine Ruhe haben würde, bis er die gute Frau bey Donats besucht hätte.“

„Ich glaubte, der Major wäre krank,“ sagte Rosa.

„Ach der arme gute Mann!“ rief die reselige Hanne.

Rosa ward nachdenkend.

Der Major kam zum Abendessen wieder, ruhig und heiter; seine Augen funkelten, und er drückte zärtlich und dankbar Rosa's Hand, als ihm seine Töchter von allen den Wundern erzählten, die sie von ihr gesehen hätten, von den Büchern, die sie ihnen gegeben hätte, von den Lektionen, die sie schon mit ihnen angefangen hätte, und wie gut sie, „Entfernt von Gram

und Sorgen ꝛc.“ und „Was frag' ich viel nach Geld und Gut?“ singen könnte.

„Gut, gut,“ sagte der Major, alles dieß ist sehr schön, und ich hoffe, ihr werdet ein so gutes, liebes, nachahmenswürdiges Frauenzimmer lieben, und sie in meiner Abwesenheit nicht so vernachlässigen, wie die *gute Frau*.“

Die Mädchen schlugen die Augen nieder.

„O meine Kinder! ich muß euch auf immer verlassen. Gott weiß, wie bald! doch laßt mich mit der tröstenden Hoffnung sterben, daß ihr die Guten lieben, ihre Tugenden nachahmen, und ihrem Beyspiele folgen wollt.“

Eine Thräne floß von der Wange eines jeden erröthenden Mädchens, als er sie herzlich umarmte.

„Mamsell *Frank*,“ fuhr er fort, „morgen will ich eine meiner Verbindlichkeiten gegen Sie abtragen, indem ich Sie bey Mad. *Weissenborn* einführe.“

Nachdem der Vormittag unter dem Anfang der Lektionen, denen der Major mit Vergnügen beywohnte, verstrichen war, so spazierten sie über einige Felder hinüber, auf die Aue zu, die zur Flußseite führte.

Rosa's Herz hüpfte hoch auf; ein unnennbares Gefühl durchdrang ihre sanfte Brust, während der Major auf jene Anhöhe, auf jenen Busch, auf jenes Feld hinwies, und Alles in seiner Einbildung auf irgend einen Umstand hinführte, wodurch sich sein Vetter, Rosa's Wohlthäter, der Obriste, in seiner Jugend ausgezeichnet hatte. „Sein Gesicht, seine Figur," sagte er, „war just, wie das Ihrige, nichts als Leichtigkeit und Frohsinn; sein Haar war zwar nicht so lang und stark, aber völlig von dieser Farbe; und gerade dort — ich seh' ihn in diesem Augenblicke —"

Rosa stutzte; sie sah sich um; eine unwillkührliche Thräne schlich sich ihr über die Wange.

„Ja dort war es, wo ich zuletzt — irgend ein oder das andere Mahl will ich Ihnen seine Geschichte erzählen — sie ist schrecklich.

Als sie sich um eine Ecke wandten, kamen sie an einen jähen Absturz, der über einen Fluß hing, und Minna rief: da, Papa, da ist das Milchhaus.

Rosa blickte vom Felsen hinab, und sah eine Menge kleiner Hütten, die eine sonderbare Gruppe formirten, weil sie an dem Felsen zu hangen schienen, und sich nach und nach bis an den Fluß hinunter zogen.

Allein obgleich die Gebäude so einfach und schmucklos waren; der Anblick, der sich Rosa's Augen auf einmal öffnete, war für sie ganz ungemein reitzend: Alleen waren von den Hütten aus nach allen Richtungen hin durchgehauen, und Erde mit großer Arbeit auf den Felsen um die Wohnungen getragen worden, um Blumen, Pflanzen und Lauben anlegen zu können.

Die tiefe Stille, die nur durch das sanfte Flüstern des langsam hinfließenden Wassers und du ch den Gesang der Vögel unterbrochen ward, flößte heiligen Schauer und Ehrfurcht ein.

Als sie hinunterstiegen, ward ihr Auge immer durch neue Schönheiten überrascht; an der entgegengesetzten Seite des Flusses hingen eben solche Wälder hinunter, als die, durch welche sie gekommen waren; hie und da fiel durch die ausgehauenen Bäume ein mäßiges Licht auf die hängenden Felsen.

Die Quellen nah am Wege waren sorgfältig mit hölzernen Rinnen eingefaßt, und so rieselten sie nach und nach hinunter, ohne den Weg zu verderben, und befeuchteten die Pflanzen und Blumen; wilde Erdbeeren standen längs am Wege hin, der sich endlich bis an einen weißen Hof schlängelte, wo man nichts weiter, als eine Thür sah.

Rechts in einer kleinen Entfernung über den Fluß hinunter sah man auf der Spitze eines her-

vorragenden Felsen, die Trümmer einer alten Burg, Ulmenhausen genannt, und links dem Fluß hinunter erblickte man noch einen alten großen Bogen von einer steinernen alten Brücke, doch keine Spur von Gesellschaft und Bewohnern, außer dem aufsteigenden Rauch aus dem niedern Schorsteine, bewies, daß das niedere Dach vor ihnen doch Einwohner deckte.

„O gewiß," sagte Rosa, „dieß ist das Feenland; ich erwarte etwas überirrdisches in dem Genius dieses bezauberten Platzes zu sehen."

„Sie können Ihre Erwartung nicht zu hoch spannen," antwortete der Major; „der Genius dieses Platzes ist überirrdisch."

Die simple braune Thür ward von einem blühenden, blonden, achtzehnjährigen Mädchen geöffnet, die sie durch ein kleines Fenster hatte kommen sehen; und sie gingen in eine Stube, wo ein altes Weib saß und spann; alles war

reinlich und einfach, und in dieser Stube war an keinen überirrdischen Genius zu denken.

Das Mädchen öffnete eine kleine Flügelthür; sie stiegen einige Stufen hinunter, und kamen auf einen blühenden Rasenplatz. Hier öffnete eine kleine gothische Thür den Eingang in eine Gallerie, die mit weißen Steinen gepflastert war; von da führte noch eine Reihe Stufen zu einem mit Kies bestreuten Spazierwege, der ein Wasserbassin einschloß, das zu einem Fischbehälter diente. Durch eine andre gothische Thür, die künstlich mit Muscheln und buntem Glase besetzt war, kam man in eine zweyte Gallerie, wo man den Fluß, beschattet von den Zweigen der Bäume vom entgegengesetzten Ufer, fast unter sich sah; rechts und links in dieser Gallerie waren Thüren, und eine von diesen zeigte, als sie geöffnet ward, den Aufenthalt des Genius dieses Platzes, und machte, daß Rosa vor Bewunderung und Erstaunen verstummte.

Drey gothische Flügelfenster, vor denen einige kleine Blumenbeete waren, die über dem Wasser hingen, hatten an der Seite Schränkchen, wovon in den obersten, Bücher, in den untersten Schreibzeug, Materialien zum Zeichnen und Mahlen u. dergl. m. enthalten waren.

Ein kleines Fortepiano, nebst einer englischen und spanischen Zither, und Gesimse für Musikalien, befanden sich auf der Einen Seite. Die Stühle und Sofa's waren simpel, doch elegant; große chinesische Gefäße mit Blumen standen hin und wieder im Zimmer; der Fußboden war mit indischen Matten belegt, die Wände mit englischen Papiertapeten bedeckt, und mit schönen Gemählden verziert; die Gardinen waren von grünem Taffet, und das Ganze hatte einen simpeln, doch feyerlich großen Anstrich; an jenem Ende des Zimmers war eine gläserne Flügelthüre, die ein kleines Zimmer mit einem gothischen Fenster zeigte, vor welchem ein großer weißer Marmortisch mit einem viereckigen Kästchen von sehr

künstlich ausgelegtem Elfenbein und einem Paar zweyarmiger silberner Leuchter stand. Der Fußboden dieses Zimmers war mit einer prächtigen Decke belegt; Gemählde mit prunkvollen Rahmen hingen umher, und chinesische Gefäße verzierten auch dieses Zimmer; doch, so außerordentlich es auch war, in solcher Verborgenheit solche Eleganz anzutreffen, so war doch alles Unbelebte jetzt nicht hinreichend, Rosa's Aufmerksamkeit ganz zu fesseln.

Ein langes angenehmes Frauenzimmer stand am Ende des Zimmers von dem Sofa auf, um sie zu empfangen, deren schöne Bildung, majestätische Haltung, und erhabne Stirn jede Annäherung verscheucht haben würde, wäre nicht diese durch eine Melancholie, die man nicht ohne Theilnahme bemerken konnte, durch einen gefühlvollen Zug, der Zutrauen heischte, und durch eine sanfte freundschaftliche Höflichkeit, die unwiderstehlich war, gemildert worden.

Mad. Weissenborn stand damahls in ihrem neun und vierzigsten Jahre; sie trug ein simples, aschfarbnes langes Taffetkleid, welches bey ihrem schlanken schönen Wuchse im angenehmen Faltenwurfe mehr floß als hing; ihre dunkeln schmelzenden Augen hatten tiefen Ausdruck des Kummers in sich; ihr Gesicht war mehr interessant als schön. Sanft, blaß, durchschauend, frey von allen gemeinen Gedanken, blickte es umher, als ob es nach etwas außer dieser Welt liegendem blicke. Zwar hatte sie nicht bloß Runzeln über den Augen, sondern ihre sonst dunkeln Locken waren gänzlich grau; ein Unglück, das sich unmöglich ganz verbergen ließ, weil sie keinen Puder trug, und keine Perüquenmacher auf der einsamen Flußseite wohnten; aber ihre Gesichtsfarbe war immer noch fein und schön, ihre Bewegungen reitzend und ihre Stimme harmonisch. Sie hatte viel gelesen und noch mehr gelitten; ihr Herz war dem Kummer, und ihre Börse dem Nothleidenden offen; sie kannte die Welt gut, und prahlte nicht damit, daß sie sich

von ihr abgesondert habe; ihre Zurückgezogenheit war, nach ihrem Geständniß, die Folge ihrer Irrthümer, nicht ihrer freyen Wahl. So war das gute Weib auf der Flußseite, und sowohl das Zimmer, als auch die Besitzerin erinnerte Rosa immer noch an die Feenmährchen.

Mad. Weissenborn beantwortete des Majors Erkundigungen nach ihrer Gesundheit, und redete Rosinen sehr gefällig, doch mit wahrer Würde an; das Vergnügen, das in ihren ausdrucksvollen Augen blitzte, weil sie das Benehmen dieser Dame mit dem ihrer ungastfreundlichen Wirthin verglich, überzeugte den Major, er habe sich in seiner Erwartung nicht betrogen; und die Blicke des Beyfalls, womit Mad. Weissenborn wiederum unsere Rosa beehrte, blieben ihm nicht unbemerkt, und schmeichelten seinem Herzen.

Die Kinder, eingedenk ihres Fehlers, flüsterten Rosinen zu, sie solle Mad. Weissen-

born bitten, daß sie ihnen verziehe; und dieß Geschenk ward leicht erlangt; Thee und Kaffee ward von dem blonden Mädchen hereingebracht, und man nahm seine Zuflucht nicht zu Karten, weil man geistreichere Unterhaltung kannte; die Frauenzimmer fanden sich so wohl bei einander, als ob sie Zeitlebens Freundinnen gewesen wären; und der angenehme Besuch endigte sich nicht eher, als bis man weder Bäume, Weg noch Wasser mehr sehen konnte.

Der Major hatte seiner Freundin und Rathgeberin sein schmerzendes Herz eröffnet; er hatte seine neuerliche Unterredung mit seiner Frau ihr wiederholt, und ihr sein ganzes Mißvergnügen über ihre Entschlüsse Rosinens wegen an den Tag gelegt.

Bey schneller Beurtheilungskraft besaß Mad. Weissenborn auch noch eine tiefe Kenntniß der menschlichen Natur. In Rosa's eigentlicher Lage, was, fragte sie, werde es nützen,

sie in Gesellschaften zu nehmen, wo sie, wenn sie nicht gehörig eingeführt und beschützt würde, tausend Demüthigungen unterworfen seyn müsse? Sie besaß zu viel Delikatesse, ihre Meinung über die Kleinheit der Seele der Majorin zu sagen, die keine vorzüglicheren Reitze dulden konnte, sondern sprach mit Nachsicht und Schonung über die ängstliche Eifersucht einer Mutter zum Vortheil ihres Kindes.

„Rosa,“ setzte sie hinzu, „ist eine Blume, die nicht weniger bewundert werden wird, nachdem sie eine Zeit lang verborgen war; die Zeit, die vergehen muß, ehe Sie Nachricht aus Indien wieder bekommen können, wird eine wahre Schatzgrube für Ihre Töchter seyn, und was die Gäste auf der Burg betrifft, wenn ich irgend etwas von Physiognomie verstehe so wird sie zu viel gesunden Verstand besitzen, um nicht zu begreifen, warum sie nicht bey ihnen eingeführt worden ist, und zu viel ächten Stolz, um darüber unwillig zu werden. Sie wird zu Hau-

se ihre Zeit so ausfüllen, daß Sie großen Nutzen, und sie große Ehre davon haben wird; sie wird die Flußseite haben, und sich recht wohl befinden.“

Mad. Weissenborn hatte vollkommen Recht; die Flußseite ward für Rosa mehr als Ersatz für den Verlust lachender Fröhlichkeit, die bey allen Parthieen auf der Falkenburg herrschte, und die Kinder, ermuntert durch ihr Beyspiel, schlossen sich mit der größten Begierde an alle ihre bildenden Bemühungen an. Lektionen im Lesen und weiblichen Arbeiten wurden zu Hause gehalten; Musik und Zeichnen auf der Flußseite, wo die Unterhaltung, da sie ganz französisch war, in wenigen Monaten Wunder auf die Kinder that, und des Majors Herz mit dankbarer Erkenntlichkeit gegen den Himmel und gegen seine Gesellschafterinnen erfüllte.

Das Herz der Majorin wollte sich nicht beugen, um an den Vaterfreuden ihres Mannes

Theil zu nehmen; entweder sie merkte nicht oder wollte nicht merken, wie sehr ihre Kinder sich bildeten; ihr liebloses Benehmen gegen sie und Rosa blieb sich gleich, und die Gewohnheit machte es immer mehr und mehr unbedeutend.

Die ganze Familie, wenn sie allein war, speiste Mittags zusammen; allein die Ankunft von Gesellschaft war die Losung für Rosa und ihre Schülerinnen, sich zurück zu ziehen.

Rosa wechselte Briefe mit Dem. Blumenthal, und bekam durch sie oft Nachricht von der guten Mad. Müller. Ihre Bekanntschaft mit der Erdschwammschen Familie starb mit dem Obristen aus, und Mad. Schwalbe war zu geschäftig, um nach einer so unbedeutenden Person fragen zu können; so daß Rosa, ihre zärtliche Leonore ausgenommen, mit keinen Banden an die Welt gefesselt war, die jetzt vor ihrem Blicke zurück wich; die Falkenburg und die liebe Flußseite enthielten große

Quellen des Glücks, der Unterhaltung und des Vergnügens; und jeder Tag ward so angenehm hingebracht, daß, obgleich der Major Mad. Weissenborn und Rosinen die Geschichte seines unglücklichen Verwandten zu erzählen versprochen hatte, und Mad. Weissenborn das nehmliche mit ihrer eignen Geschichte auch thun wollte, und beydes auf den ersten Tag der Muße geschehen sollte, doch fast zwey Jahre vergangen waren, und das Versprechen immer noch auf den Tag der Muße wartete.

Man darf nicht glauben, daß Rosen die Geschichte von Personen, die ihrem Herzen und Gedächtniß theuer waren, etwa gleichgültig war; aber nächst dem, daß auf einen schönen Abend immer ein noch schönerer folgte, waren diese Lebensgeschichten, wie sowohl der Major als Mad. Weisenborn erklärte, grausenvoll und schaudererregend. Die Erzählung würde für beyde erzählende Theile angreifend gewesen seyn, daher Rosine lieber ihrer Neugier ein Opfer brin-

Unterdessen hatte der Major Frank, obschon sein Herz sich von der Gesellschaft seiner Gattin entfremdet hatte, allen Unwillen fahren lassen; er bedauerte jetzt blos ihre Thorheiten, und beklagte ihren erbärmlichen Geschmack, der ihr die angenehmsten Mutterfreuden entzöge, da die Mädchen immer schöner und gebildeter wurden. Cäcilie war blos ihr Abgott. Hier konnte Mad. Weissenborn nichts zu seinem Troste sagen; dies Unglück lag nur allzu deutlich da.

Zwey Jahre waren jetzt verstrichen, seitdem eines der vollkommensten Frauenzimmer dieses Zeitalters, ausgeschlossen und unbekannt, unter dem Dache des leichtsinnigsten Weibes, gelebt hatte; zwey Jahre lang hatte Rosa mit immer wachsender innerlicher und äußerlicher Schönheit alle ihre Wünsche und ihre Glückseligkeit auf die Gesellschaft des Frauenzimmers eingeschränkt, das sie bewunderte, liebte und hochschätzte, auf die Achtung des Vaters, des

Majors, und auf die Bildung seiner liebenswürdigen Töchter.

An einem Abende bemerkte Mad. Weissenborn den unwiederbringlichen Lauf der verfließenden Zeit mit großer ungewöhnlicher Ernsthaftigkeit, und nie hatte sie bis jetzt einen von den Augenblicken, die in heiterer Unterhaltung hinflossen, durch Erwähnung ihres eignen Unglücks getrübt. „Morgen,“ sagte Mad. Weissenborn, „zähle ich funfzig Jahre — dreyßig davon — o mein Gott!“

„Morgen?“ sagte der Major heftig, „also Morgen wollen wir bey Ihnen zubringen — ja Morgen wollen wir in unserm Kalender roth unterstreichen — die Arbeitsleute sollen ruhen, und die Armen sich freuen.“

Mad. Weissenborn entfernte sich plötzlich in ihr kleines Zimmer, und ließ sich für diesen Abend entschuldigen.

Der Major indeß war entschlossen, sein Wort zu halten; die Majorin war zufälliger Weise nach Steinau gereist, um die Volljährigkeit einer jungen Verwandtin zu feyern, und er befahl, daß der Geburtstag seiner Freundin mit großer Festlichkeit solle gefeyert werden.

Doch ein Bothe von Mad. Weissenborn minderte seine Freude auf dieses Fest nicht wenig; sie erinnerte ihn an eine Entschuldigung, die sie jährlich an dem Tage gemacht hätte, sich nicht sehen zu lassen; der Ton der Freude müsse nie, wie sie sagte, das Jahresfest ihres unglücksvollen elenden Daseyns erreichen; sie wolle es zubringen, wie sie müsse; und schlug es bis auf morgen gänzlich aus, den Major oder eines von seiner Gesellschaft zu sehen.

Das Mißvergnügen, das aus dieser Bothschaft entsprungen war, verlohr sich wieder; die fröhliche Schalmeye nebst den übrigen Instrumenten ertönte, die Vasallen und Landleute

waren bereits versammlet; das Freudenfest und der Tanz begann; Rosa und ihre Schülerinnen mischten sich mit ein; und der Major, nachdem er seine Freundin wegen ihrer Grille, wie er es nannte, getadelt hatte, ward mit einemmahle wieder der gefällige Herr und wohlwollende fröhliche Freund.

„Morgen wollen wir diesen Tag mit der Mad. Weissenborn noch Einmahl leben,“ sagte er. Und ganz früh eilte die glückliche Gruppe, um die Glückwünsche der warmen Freundschaft auf der Flußseite darzubringen.

Noch waren die Spuren tiefen Kummers vom vorigen Tage auf dem Gesichte der Mad. Weissenborn sichtbar, doch ihr Benehmen war sehr fein, ihre Unterhaltung warm und herzlich; aber tiefer Trübsinn war über sie verbreitet, der der Bemerkung eines so warmen eifrigen Freundes, wie Major Frank, nicht entgehen konnte.

„Was ist denn,“ sagte er, „die Ursache dieser ungewöhnlichen Niedergeschlagenheit, liebenswürdige Freundin? Es ist wahr, fröhlich sind Sie nie, allein Ihr Herz — Ihr reines Herz hat —“

„O Major,“ rief die Dame, ihre Augen auf den simpeln Ring am Mittelfinger ihrer linken Hand gerichtet, „Sie wissen nicht“ —

„Auch wünsche ich es nicht; ich will nichts wissen, was mir die auf diesen Tag bestimmte Freude stören könnte; gestern wollten Sie mir nicht erlauben, Sie zu besuchen; Mad. Weissenborn wollte ihrem Freunde nicht erlauben, Theil an ihrem Kummer zu nehmen; sie beraubte ihn seines theuersten Rechtes.“

Mad. Weissenborn ging an das gothische Fenster; der Major ging ihr nach.

„Gestern machte ich Andere vergnügt; sie segneten die Freundin meiner Seele, und fleh-

ten zum Himmel, den Geburtstag einer so guten Frau noch oft wiederkehren zu lassen; aber diese meine Feier ist heiliger und fröhlicher; ich fühle in Ihrer Gegenwart den ganzen Triumph der Dankbarkeit, den Erguß der reinsten Freundschaft; dieß ist Ihr Geburtstag für mich; so will ich ihn feiern und genießen.“

Mad. Weissenborn lächelte; allein ihr Lächeln war das Lächeln des Schmerzes; sie unterhielt sich mit ihnen, doch ihre Seele war sichtbar zerstreut.

Ein elegantes ländliches Mahl, so gut es ihre wenigen Hausgenossen besorgen konnten, ward angerichtet; doch die Ruhe fehlte, die ihre kleinen Feste gewöhnlich so bezaubernd machte.

Rosa bemerkte ihre Unruhe, und die Mädchen wurden auch traurig; der Major wollte sie zeitig nach Hause schicken, wie zuvor manchmal

geschehen war; und Mad. Weissenborn widersetzte sich dieser Anordnung dießmahl nicht wie gewöhnlich. Sie drückte sie an ihren Busen, und ließ sie von ihrem treuen Donat nach Hause bringen.

Nach diesem erhob sich ein Wind; der Himmel verfinsterte sich, und der Fluß, sonst sanft, fing zu brausen an. Der Wind ward stärker, der Regen schlug an die gothischen Fenster an. Mad. Weissenborn ließ Lichter hereinbringen, und die Fensterladen zumachen. Doch die Kinder des Majors mußten jetzt schon zu Hause seyn. Die Augen der Mad. Weissenborn waren immer noch niedergeschlagen; immer noch brach ein Seufzer aus ihrer kämpfenden Brust, bis eine Thränenfluth ihr einige Linderung zu verschaffen schien.

„Um Gotteswillen, treue Freundin!“ sagte der Major, „wenn Sie den Tag, den ich der Freude widmen wollte, mir nicht verleiden

wollen, so heitern Sie sich auf, Sie zerreißen meine ganze Seele; hat Sie irgend ein neues Unglück betroffen? Kann meine Theilnahme, mein Vermögen, mein Leben Ihnen Ihre Ruhe wieder schenken?“

Rosa hatte zwar kein Vermögen der immer noch weinenden Weissenborn anzubiethen, doch ihr Leben hätte sie sogleich in diesem Augenblicke für sie aufgeopfert.

Mad. Weissenborn stand auf und ging schnell in ihr inneres Zimmer, von wo man ihre Seufzer sehr deutlich hören konnte.

Unwillkührlich folgte ihr Rosa nach bis an die Thür: sie war verschlossen; da aber der seidne Vorhang über das Glas nicht dicht zugezogen war, so sah sie sie in einer Attitüde, die sie in Erstaunen setzte.

Sie hatte die kleinen Thürchen des Elfenbeinkästchens, das Rosen so oft durch seine vor-

züglich schöne Arbeit an sich gezogen hatte, zurück geschlagen, und kniete mit gefalteten Händen und empor gerichtetem Blicke vor einem goldnen Crucifixe, das ein solches Behältniß wohl verdiente.

Rosa hatte niemals Gebräuche aus der katholischen Religion gesehen, deswegen war der Gegenstand vor ihr für sie ganz neu, und fast unverständlich.

Der Major, der ebenfalls unwillkührlich aufgestanden und seiner Freundin gefolgt war, zog sich zurück, als er sie erblickte. Er nahm Rosa's Hand. „Vortreffliches Geschöpf,“ sagte er mit leiser Stimme; „dieß Frauenzimmer ist eine Katholikin, und eine eifrige; der Glaube, zu dem wir uns bekennen, ist verschieden, aber einst, hoffe ich, werden wir dort zusammentreffen, wo wir nur Einen Glauben haben werden — vor Gott.

Der Auftritt und der Gegenstand desselben, gleich feierlich, erfüllten Rosinen mit einer

Art religiösen Schauers; einige Minuten verflossen; das Schluchzen hörte auf, und Mad. Weissenborn kam wieder, zwar mehr beruhigt, aber doch noch nicht ganz.

Sie setzte sich, und bat kurz um Verzeihung, daß sie sie verlassen habe. „Ich versprach,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „Ihnen den Umriß von meinem elenden Leben zu geben — meine traurige, ach! sehr traurige Geschichte.“

„Traurige Geschichte!“ wiederholte der Major heftig, „nein, nein, — wir wollen heute keine traurigen Geschichten haben; um Gotteswillen keine kummervolle Rückerinnerung, keinen Rückblick, keine traurige Geschichte! Was sagt meine liebe Rosa? wollen Sie eine traurige Geschichte?“

„O nein! wenn eine traurige Geschichte denn doch zu wünschen wäre, so würde es die seyn, die Sie schon so lange versprochen haben.“

„Erwähnen Sie die nicht," antwortete der Major lebhaft, „dieß ist eine Geschichte auf andere Zeiten; und so auch die Ihrige, Mad. Weissenborn, denn diesen Abend will ich keine traurige Geschichte hören. Lassen sie lieber Wein oder Liqueur bringen, um uns zu erheitern."

Mad. Weissenborn zwang sich zu einem Lächeln, „Ich gab Ihnen Beyden mein Versprechen, und muß es erfüllen," sagte sie. „Welche Mühe es mich gekostet hat, um Standhaftigkeit zu diesem Geschäft aufzubieten, können Sie bloß aus meiner, an Begebenheiten so reichen Geschichte sehen. Jetzt bin ich ruhig und bereit."

„Diesen Abend nicht! nicht diesen Abend!" unterbrach sie der Major.

„Diesen Abend, Major, oder niemahls."

„Also niemahls! niemahls!" der Major ward unruhig, „niemahls wünsche ich das zu

wissen, was beym Erzählen Sie angreift; verschonen Sie mich, Madam;“ und er trank ein Glas von dem mittlerweile hereingebrachten Liqueur.

„Singen Sie mir etwas, Rosa,“ sagte er, und trank noch ein Glas Liqueur; Mad. Weissenborn war still und Rosa sang; der Major voll unächter Begisterung wollte auch singen, und die niedergeschlagene Wirthin, beunruhigt bey dem dritten Glase, das er trinken wollte, affektirte eine Fröhlichkeit, die ihren Gefühlen fremd war.

Der Major verlangte Abendessen, auch Champagner, und wollte große Gläser auf viele glückliche Rückkehrungen dieses Tages trinken; man that seinen Willen.

Mad. Weissenborn lebte gewöhnlich sehr elegant; sie besaß in ihrer Einsamkeit alle Delikatessen, an die sie gewöhnt war. Donat

war das personifizirte Stillschweigen; er war ihr Proviantmeister, und sein Wagen brachte aus der benachbarten Stadt Waaren herbey, die ein gewöhnlicher Fuhrmann voll Neugier sich selbst würde gewünscht haben.

Das Wetter, das vor Sonnenuntergang nur mit einem Sturme drohte, ward nun zum völligen Ungewitter; der Wind heulte und sauste um das Haus; das sanfte Säuseln des Stroms verwandelte sich in das Rauschen eines Wasserfalls; und als die Schlafstunde heran kam, drang die Wirthin darauf, daß ihre Gäste die Nacht sich unter ihrem Obdach bergen sollten, welches der Major jedoch gänzlich ausschlug, und so trennten sich aus dem geheimen Grunde der Delikatesse, zwey Freunde, die einander nicht bloß in einer stürmischen Novembernacht, sondern auch durch alle Stürme des Lebens aufrecht zu halten vermochten.

Der Major, nebst dem Wegweiser Donat, unterstützte den schwankenden Schritt der furcht-

samen Rosa, die kaum im Stande war, auf ihren Füßen sich zu erhalten, als sie über die rauhe Spitze gingen, die über die Flußseite hing; sie schauderte bey dem Getöse des rauschenden Stromes, und bat Gott um Schutz und Beystand für die brave Frau, die sie eben jetzt verlassen hatte, und für ihre und ihres Freundes glücklichen Fortgang bis auf die Burg.

Der Wagen wartete, doch der Wind, der jetzt Bäume mit den Wurzeln ausriß, machte es gefährlich zu fahren; deswegen schickte der Major den treuen Donat zurück, legte Rosa's Einen Arm unter seinen, und den Andern unter seines Bedienten Arm, nahm den freyen Weg über die Felder, und erreichte mit der größten Arbeit und Schwierigkeit, nach dreystündigem Kämpfen wider den Sturmwind, der ihnen gerade entgegenbließ, endlich die Falkenburg.

Der Major befahl mit der väterlichsten Sorgfalt, daß Rosa aufs sorgfältigste und beste be-

dient werden sollte, und ehe er seine eignen triefenden Kleider ausgezogen hatte, hatte er sie schon auf ihr Zimmer bringen, ein warmes Fußbad machen und Fliederthee trinken lassen; auch befahl er ihr, den folgenden Tag vor Mittag nicht aufzustehen.

Das Wüthen des Sturms, der noch immer schrecklich raste, und das Brausen des Regens, der sich in Strömen ergoß, hielten Rosa vom Schlaf ab; ihre Gedanken fielen wieder auf die einsame Wohnung an der Flußseite; endlich mit Tagesanbruch, als der heftige Sturm nachließ, fiel sie in einen tiefen Schlaf, aus dem sie nicht eher als am Mittage erwachte.

Das erste, wornach Rosa fragte, als sie die Mädchen sah, war nach dem Major, von dem die Magd sagte, daß man ihn noch nicht gesehen hätte. Dann beschäftigte sie sich mit ihren Freundinnen, bis zum Tische gerufen ward; noch kein Major ließ sich sehen; sein Bedienter, der

diesen Morgen verschiedne Mahle an der Thür seines Schlafzimmers gewesen war, ging jetzt hinein, zog die Bettvorhänge auf, und fand seinen Herrn angezogen, doch gefühllos, sein Gesicht fürchterlich verzogen, und seine Augen geschlossen.

Den Jammer und die Noth, die ein solcher Zufall in einer Familie, wo der Herr als Vater betrachtet ward, und wo keine Mutter gegenwärtig war, nothwendig verursachen mußte, kann man sich leicht vorstellen. Rosa, eben so bestürzt und niedergeschlagen, als die armen Mädchen, die sie aufrecht erhalten und trösten mußte, war noch die einzige Person, die Geistesgegenwart behielt; die Gewässer waren überall ausgetreten, doch ein treuer Diener unternahm es mit Gefahr seines Lebens, in die benachbarten Städte nach einigen Doktoren zu gehen; denn der Doktor, der im nächsten Dorfe wohnte, gestand seine Unwissenheit, wie man da procediren solle.

Noch ein anderer Bedienter unternahm es, sogleich nach Steinau, den Aufenthaltsort der Majorin, zu gehen, welches auf der entgegengesetzten Seite des Flusses lag, wo die Wege noch mehr überschwemmt waren. Während den acht und zwanzig Stunden, ehe der Bothe mit den besten Doktoren, von denen der Eine des Majors guter Freund war, zurückkam, saß Rosa mit zerrissenem Herzen, den traurigen Anblick vor sich, beym Bette des Majors, wovon sie bald nach des Doktors Ankunft in einer Ohnmacht weggetragen ward.

Die Aerzte gaben, ungeachtet des traurigen Zustandes, worin der Major so viele Stunden gelegen hatte, doch Hoffnung zu einiger Erhohlung; jeder Versuch ward angewandt, und nachdem sie sich berathschlagt hatten, wobey auch der Landdoktor gegenwärtig war, kehrten die Herren, die alle eine große, ausgebreitete Praxis hatten, wieder zurück; ausgenommen der gute Freund des Majors, der mit seinem Freunde, dem ge-

heimen Sekretair Roth dablieb, um die Krisis der Krankheit abzuwarten und die Majorin zu sehen, deren Rückkehr durch die Ueberschwemmung der Landstraßen verzögert ward. Doch den dritten Tag, da sie geradezu über die Felder geritten war, weil kein Wagen im Stande war, auf der Fuhrstraße zu fahren, kam sie auf der Burg an.

Die Majorin war ein eitles, leichtsinniges, gedankenloses Weib, besaß ein widerspenstiges, doch kein ganz verdorbnes Herz; unmöglich war es, siebzehn Jahre beym Major zu leben, und das sanfte Wohlwollen seines Charakters nicht hochzuachten; und alle die geheime Zuneigung, die ein so guter Mann einflößen mußte, erhob sich zur zärtlichen Empfindung bey dem Anblick, der sich, gleich bey ihrem Eintritt in ihres Mannes Zimmer, der Majorin darbot.

Da lag der Vater ihrer Kinder, seine Züge zwar wieder in ihre eigentliche Form gekommen,

doch sein unbelebter Körper und seine halbgeschlossenen Augen ganz unbeweglich.

Rosa saß auf der einen Seite des Bettes, blaß wie ein Marmor; Doktor Schröer auf der andern, seine Augen roth und aufgelaufen; Emma und Minna auf den Knieen liegend, mit ihren Köpfen auf dem Schooße ihrer jungen Lehrerin ruhend; ein tiefes Stillschweigen herrschte im Zimmer, das nur durch das starke Athmen des scheinbar todten Majors unterbrochen ward.

Die Majorin schrie laut auf, brach in Thränen aus, und warf sich neben ihren Mann hin; sie badete seine Hand mit Thränen, beklagte ihre Entfremdung von seiner Zuneigung, bat ihn um Verzeihung ihrer Fehler, und benahm sich ganz so, wie die schwachen Seelen, wenn sie ein plötzlicher Unfall erschüttert.

Ob es in der Natur der Krankheit lag, oder ob es die gerechte Medizin bewirkte, dieß mögen

Naturforscher untersuchen, kurz, in dem Augenblicke, als die Majorin laut und außer Fassung den gänzlichen Verlust der Kräfte ihres Mannes beklagte, bewegten sich seine starren Augen in ihren Kreisen, er hob seine Hand auf, und machte einen schwachen Versuch, seinen Kopf zu wenden.

D. Schröer, sein besorgter, wachsamer Freund, weniger erstaunt, als erfreut, über ein so günstiges Symptom, befahl sogleich, daß Alle das Zimmer verlassen sollten; die Dame, deren Erstaunen wenigstens eben so groß als ihr Kummer war, ließ sich vom Herrn Roth bis an die Thüre ihres eignen Zimmers führen.

Von diesem Augenblick an gab D. Schröer einige Hoffnung für die Wiederherstellung seiner Geisteskräfte, und bewachte unablässig jeden Athemzug seines Patienten; bey diesem edlen Geschäfte fand er vielleicht viel Behagen in den häufigen Besuchen des liebenswürdigsten Frauen-

zimmers, das er je gesehen hatte; keine Stunde verging, ohne daß Rosa an das Bette des Majors kam, und der arme Doktor, während er mit Beyfall und Vergnügen die ängstliche Sorgfalt der zärtlichen Freundschaft und Dankbarkeit sah, sog mit starken Zügen die Leidenschaft in sich, von der man sagt, sie sey für ihre Opfer Gift oder Segen.

Die Majorin betrachtete Rosen jetzt als eine Person, die ihr nicht bloß hier viel Angst und Mühe ersparen könnte, sondern auch wollte. Sie blieb daher in ihrem Zimmer und Rosa war um den Major. Die Majorin wußte, daß es für sie vortheilhafter wäre, wenn ihr Mann ohne Testament stürbe, als wenn er bey gewissen Eindrücken in seiner Seele eines machte.

Doch Herr Roth, der höflichste und artigste Mann, hatte ihr einiges ins Ohr zu sagen, das verschiedne unangenehme Dinge enthielt,

und sie eben so besorgt um ihr eignes Schicksal als um das ihres Mannes machte; denn sowohl Herr Roth als auch D. Schröer waren die Bevollmächtigten eines Testaments, das der Major vor wenigen Jahren gemacht hatte.

„Ein Testament!“ rief die bekümmerte Dame, „ist es möglich, konnte er so hinterlistig handeln?“

Herr Roth war einer von den artigen Leuten, die sehr beredt über Freundschaft, zärtliche Leidenschaft und Gefühl sprechen können, ohne daß sein Herz das geringste dabey empfand.

D. Schröer im Gegentheile besaß ein Herz voll des innigsten Gefühls für edelmüthige, uneigennützige Freundschaft. Daß zwey einander so unähnliche Personen vertraute Freunde waren, und zugleich die auserwählten Freunde eines Mannes, der wieder von Beyden so ver-

schieden war, bleibt eines von den Räthseln in der Welt, worüber wir uns jeden Tag den Kopf zerbrechen, ohne uns weiser oder besser zu machen.

Da die Majorin aus gewissen Winken gemerkt hatte, daß die Zeit bald kommen dürfte, wo sie Herrn Roths Vermittelung nöthig hätte, so zollte sie ihm die ausgezeichneteste Achtung, während der bescheidne D. Schröer, mit eben so viel Gewalt, der gefährlichen Gesellschaft eines liebenswürdigen Frauenzimmers mit verfeinerten Sitten, einer schönen Seele und himmlischer Grazie, überlassen ward. Der Doktor war fast zu bescheiden, auch als Arzt. Es war ihm seiner übrigen Praxis wegen sehr nachtheilig, länger auf der Falkenburg zu bleiben; doch wäre er hier bey seinem Freunde gern noch länger geblieben, ohne an seinen Nutzen zu denken, wenn es ihm nicht eingefallen wäre, daß viele Augen mehr sähen, als zwey, und daß die übrigen Aerzte etwas bemer-

ken könnten, was vielleicht ihm entwischte, und daß es daher besser seyn würde, den Major, dessen Umstände es verstatteten, nach der Stadt zu bringen. Er sagte dieß der Majorin, und diese erhohlte sich Raths bey Hrn. Roth.

Herr Roth war nicht so bescheiden, auch pressirten ihn seine Geschäfte nicht so sehr; doch wollte er beydes affectiren. Dieser rieth, man solle des Hrn. D. Schröers Vorschlag unverzüglich befolgen.

Der Majorin war dieser Rath sehr willkommen; sie hatte schon längst gewünscht, die Vergnügungen der Stadt in ihrer Fülle zu genießen, und sie entschloß sich auch aus diesem Grunde, Rosa'n, die treue Pflegerin ihres Gatten, mitzunehmen. Diese hatte es bis jetzt immer nicht gewagt, der Majorin ihre Pflege für den Major anzubieten, wenn er nach der Stadt geschafft würde; doch als ihr jetzt D. Schröer diese Nachricht brachte, war es ihr außeror-

dentlich angenehm, um ihren besten Freund so lange seyn zu können, als er noch lebte, die Funken von Vernunft, die nach des Doktors Hoffnung wiederkehren würden, aufzufangen, und sich da wieder erkennen zu lassen, wo sie die Pflichten der Dankbarkeit und Freundschaft verrichtete. Dieß war ihr einziger Wunsch, und mehr, als sie von der Majorin zu hoffen wagte.

Doch in diesem Augenblicke fiel ihr Mad. Weissenborn ein; dieser Gedanke störte sichtbar die Zufriedenheit auf ihrem Gesichte, und überzog es mit Traurigkeit, die dem Doktor nicht unbemerkt bleiben konnte, und die ernsthafte Unruhe, mit der sie den Doktor bat, ihr zu versprechen, daß er die drey Stunden lang, wo sie abwesend seyn würde, des Majors Zimmer nicht verlassen wolle, erregte in seiner Seele peinliche und räthselhafte Empfindungen; doch antwortete er ihr, er wolle sich gern in jedem Stücke ihr verbindlich machen; und kaum hatte er ausgeredet, als die Majorin mit Herrn Roth ins Zimmer trat.

ken könnten, was vielleicht ihm entwischte, und daß es daher besser seyn würde, den Major, dessen Umstände es verstatteten, nach der Stadt zu bringen. Er sagte dieß der Majorin, und diese erhohlte sich Raths bey Hrn. Roth.

Herr Roth war nicht so bescheiden, auch pressirten ihn seine Geschäfte nicht so sehr; doch wollte er beydes affectiren. Dieser rieth, man solle des Hrn. D. Schröers Vorschlag unverzüglich befolgen.

Der Majorin war dieser Rath sehr willkommen; sie hatte schon längst gewünscht, die Vergnügungen der Stadt in ihrer Fülle zu genießen, und sie entschloß sich auch aus diesem Grunde, Rosa'n, die treue Pflegerin ihres Gatten, mitzunehmen. Diese hatte es bis jetzt immer nicht gewagt, der Majorin ihre Pflege für den Major anzubieten, wenn er nach der Stadt geschafft würde; doch als ihr jetzt D. Schröer diese Nachricht brachte, war es ihr außeror-

dentlich angenehm, um ihren besten Freund so lange seyn zu können, als er noch lebte, die Funken von Vernunft, die nach des Doktors Hoffnung wiederkehren würden, aufzufangen, und sich da wieder erkennen zu lassen, wo sie die Pflichten der Dankbarkeit und Freundschaft verrichtete. Dieß war ihr einziger Wunsch, und mehr, als sie von der Majorin zu hoffen wagte.

Doch in diesem Augenblicke fiel ihr Mad. Weissenborn ein; dieser Gedanke störte sichtbar die Zufriedenheit auf ihrem Gesichte, und überzog es mit Traurigkeit, die dem Doktor nicht unbemerkt bleiben konnte, und die ernsthafte Unruhe, mit der sie den Doktor bat, ihr zu versprechen, daß er die drey Stunden lang, wo sie abwesend seyn würde, des Majors Zimmer nicht verlassen wolle, erregte in seiner Seele peinliche und räthselhafte Empfindungen; doch antwortete er ihr, er wolle sich gern in jedem Stücke ihr verbindlich machen; und kaum hatte er ausgeredet, als die Majorin mit Herrn Roth ins Zimmer trat.

Der Anblick des Majors war in der That erschütternd; die schöne Frau brach in Thränen aus und sagte Rosen sehr höflich, daß sie mit nach der Stadt sollte; auch befände sie sich so übel, daß ihr Kammermädchen mitreisen müßte; ihre beyden Mädchen, Emma und Minna, sollten ebenfalls mit ihr in der Kutsche fahren; Mamsell Rosa, das wisse sie, würde am liebsten bey ihrem Freunde seyn wollen; dieser Freund, wenn er seiner Sinne mächtig wäre, würde es sehr gern sehen, sie um sich zu haben; und endlich, da der Krankenwagen groß genug wäre, nebst dem Bette, worin der Major läge, zwey Personen zu fassen, so habe sie die Einrichtung getroffen, daß Rosa der Krankenwärterin Gesellschaft leisten solle.

Doktor Schröer erstaunte und blickte Rosa an, die sich duldsam in ihr Schicksal ergab. Die Majorin verließ hierauf das Zimmer. Der Doktor wünschte bloß, zu wissen, was Rosa vorhätte, dessentwegen er beym Major an ihrer Statt bleiben sollte.

Der Doktor brach sein Versprechen, gab der Krankenwärterin einen Gulden, daß sie während seiner Abwesenheit den Major gut abwarten sollte, und folgte der leichtfüßigen Rosa nach, da er sie durch den Park vor dem Fenster des Majors vorbeyhüpfen sah.

Wenn auch D. Schröer nicht so leicht hüpfen konnte, als Rosa, so hielt er doch immer so gleichen Schritt mit ihr, daß er sie im Gesicht behielt, bis sie in die Aue kam, da denn der krumme ausschweifende Fußsteig sein Nachfolgen erschwerte, und ihn nöthigte, geschwinder zu gehen, als ihm lieb und natürlich war. Allein diese Mühseligkeit fachte seinen Eifer noch mehr an, und da er gerade durch die noch stehenden Wasserpfützen hindurch ging, während Rosa einen kleinen Umweg, aber mit schnellern Füßen, machte, blieb er ihr immer nahe genug, um sie im Gesichte zu behalten und ihre immer steigende Unruhe zu bemerken, ohne jedoch von ihr bemerkt zu werden.

Von der Zeit an, wo man den unglücklichen Major in der Lage fand, in der er jetzt noch war, bis dahin, wo zuerst D. Schröer und dann die Majorin ihr hinterbrachte, daß sie mit nach der Sta t solle, war Rosa's Herz immer so gerührt, ihre Aufmerksamkeit mit des Majors Elende so beschäftigt gewesen, daß sie, weil sie den Kummer wohl voraus sah, den Mad. Weissenborn während dieser traurigen Periode empfinden müßte, das Briefschreiben an diese liebenswürdige Frau von Stunde zu Stunde aufschob; anfänglich, weil es ihr unmöglich schien, ihren Jammer so zu Papiere zu tragen, daß er diese Dame nicht zu sehr erschüttere; und dann, weil sie immer noch hoffte, ihre böse Zeitung mit der guten Nachricht der Genesung, denn D. Schröer erklärte sie wenigstens noch für möglich, wieder einigermaßen zu mildern. Und so hatte sie dieß sehr trauge Geschäft immer verschoben, während sie sich manchmal wunderte, daß sie nichts von Mad. Weissenborn hörte, und manchmal

wieder hoffte, sie wisse vielleicht schon das Unglück, das sie ihr zu hinterbringen fürchtete. Aber jetzt mischte sich ihre Liebe zu Mad. Weissenborn ins Spiel; diese Gegend zu verlassen, ohne eine so theure liebenswürdige Freundin zu besuchen, ohne in der traurigen Lage ihres gemeinschaftlichen Freundes sie zu trösten und Trost zu empfangen, würde nicht bloß gefühllos, sondern grausam gewesen seyn.

Rosa eilte immer mehr; sie fing an zu laufen; sie flog den Abhang hinunter; des Doktors Muthmaßung, daß eine heimliche Liebe sie so begierig und eifrig mache, ward nun bey ihm immer herrschender, er mußte sich an den Zweigen der nahstehenden Bäume im Laufen fest halten, daß er nicht hinfiel; bis ihn endlich ein Schrey von Rosa, die nun an den Ueberhang des Felsen über die Flußseite und über die kleinen Wohnungen gekommen war, so erschreckte, daß er das Gleichgewicht verlohr und fiel; bey ihrem

zweyten Schrey fühlte er keinen Schmerz mehr, ob er gleich seine Kniee und sein Gesicht sehr aufgeschlagen hatte; er empfand nichts mehr, als das immer lautere Schreyen Rosa's, das sein Herz durchbohrte, und ein schreckliches Unglück prophezeihte, dessen Beschaffenheit ihm unmöglich war zu errathen. Er lief so geschwind, als er konnte, und sah mit zitternder Angst umher, konnte aber die gefürchtete Entdeckung nicht machen.

Die Wuth des letzten Ungewitters war zwar sehr sichtbar; Bäume, mit den Wurzeln herausgerissen, und herumliegende Zweige lagen bey der Flußseite; die Gewässer waren noch nicht in ihre gewöhnlichen Grenzen zurückgekehrt; große Stücken Felsen, von der Fluth hinuntergerissen, hemmten den trüben Fluß, der mit schlagenden Wogen dahin rauschte. Hier ist traurige Verwüstung, dachte der Doktor, aber es ist Verwüstung der leblosen Natur, und kann Rosa nicht so sehr rühren.

In diesem Augenblicke ward er die schwankende Ecke eines Häuschens gewahr; sie schien

auf einem Theile des Felsenstücks zu stehen, das der Sturm in zwey Theile gerissen hatte; Stücken von zerbrochnem Hausrath lagen, halb unter Wasser, in den Spalten einiger großen Felsenstücke herum; da er immer noch ernsthafter auf eine andere Ecke des zerrissenen Felsen hinblickte, da sah er dicht am Wasser eine Weibsperson sitzen, und Rosen, die damals eben den verwüsteten Platz erreichte, leblos an ihrer Seite niedersinken.

Jetzt war D. Schröer von seiner Eifersucht befreyt. Die Oberfläche des Felsen, wo Rosa jetzt lag, war beynahe mit Wasser bedeckt; er hob sie naß und leblos auf; kein Obdach, als die Ecke der Hütte, war in der Nähe, und er bedachte sich keinem Augenblick, ob man dort sicher sey; dorthin trug er seine halbentseelte Last, und rufte die Weibsperson zu Hülfe.

„Ach wehe mir!“ rief dies, auf seine Hülfe rufen nicht achtend, „ich kann nicht mehr wei-

nen, meine beyden alten Augen sind trocken — ach wehe mir! mein einziges liebes Kind, mein guter Donat, mein wackrer Sohn! deine arme Mutter ist naß und kalt, und sieht sich nach ihrem lieben Sohn um! ach wehe mir! naß und kalt ist mein Donat; er ist nicht zu seiner armen Mutter zurückgekommen, ach! wehe mir!"

Während das Weib so jammerte und sich beklagte, wandte der Doktor, weil er sah, sie wolle oder könne ihm nicht Beystand leisten, jeden Versuch an, Rosa wieder zu beleben, die, als sie ihre Augen öffnete, den schreckenvollen Ort sogleich wieder erkannte; ihr Kopf sank an seine Brust, und die Thränen quollen ihr aus den Augen.

Das Weib sang jetzt mit einer, von Jammer und hohem Alter verdorbnen Stimme:

„Mein Donat, Abends kommt er heim,
Und ist so naß und müde;
Wirf ab, was naß, zieh Trocknes an,
Und geh ins Bett', mein Lieber."

„Ach das arme Weib,“ rief Rosa, und eilte hin zu ihr, „erklärt mir diesen schrecklichen Anblick.“

„Und geh ins Bett, mein Lieber.“

wiederholte sie, schüttelte ihren grauen Kopf, und starrte Rosa gedankenlos an. „Naß, mein gutes Kind, naß und müde — weißt du nicht, wie mein guter Sohn fortging, und seine arme Mutter verließ? Ach Donat, mein einziges gutes Kind, mein lieber Sohn, was soll die arme Anne nun anfangen?“

Rosa's Thränen träufelten auf die Stirn der alten Anne, sie trocknete ihre grauen Haare, und tröstete und fragte sie, doch vergebens; Anne, wie der Leser weiß, war taub, und das letzte Unglück hatte ihren Verstand in Unordnung gebracht; ihr Gedächtniß erinnerte sie nur noch daran, daß sie eine bedauernswürdige Mutter sey.

Rosa, die sonst von ihr im Milchhause mit freundlichem Lächeln und Segenswünschen empfangen ward, konnte es jetzt nicht dahin bringen, von ihr wieder erkannt zu werden; all ihr zärtliches Mitgefühl und ihre liebevolle Aufmerksamkeit waren bey der armen Frau verloren, deren Augen, starr auf den Fluß gerichtet, ihr „armes gutes Kind“ zu suchen schienen.

Doktor Schröer, der dergleichen Unglück, das, wie er jetzt gewiß versichert war, auf der Flußseite vorgefallen seyn müsse, oft gesehen hatte, überzeugte sich sehr bald durch Rosa's beklagende Geberden und abgebrochene Ausrufungen, indem sie ihre Augen umher warf, daß sie einen weit wichtigern Gegenstand beklage, als das Haus oder den Hausrath der alten Anne; er sah verschiedne Meubeln zwischen den Felsenstücken hängen, die ihn überzeugten, daß eine Person von höherm Range sich dort aufgehalten haben müsse; ob aber diese glückliche Person — glücklich, weil Rosa sie liebte — eine

Mannsperson oder ein Frauenzimmer gewesen sey, dieß lag ihm am Herzen; doch gleichviel: ein Herz, wie D. Schröers, war nicht eigennützig, da ein Gegenstand, wie die arme alte Anne, auf sein Gefühl wirkte; er blickte umher; die Ecke der Hütte war die Schlafkammer der alten Anne gewesen; ihr Bett stand noch da; dieses schaffte er heraus unter einige Baumäste, und dann trug er das alte arme Weib mit Rosen dahin.

Die alte Anne ließ alles mit sich machen; doch ihr, von Alter, Kälte und Herzeleid erloschenes Auge war immer noch auf das Wasser gerichtet, worinn ihr Lieblingssohn sein Grab fand.

Die abgesonderte und romantische Lage von Donats Milchhause hatte wahrscheinlich Mad. Weissenborn vorzüglich bewogen, da zu wohnen, und die Art, mit der sie ihre Wohnung eingerichtet und verziert hatte, bezeugten, daß

sie eine schöne aber beunruhigte Seele hatte, da sie wider die innerliche Unruhe Zerstreuung und Belustigung suchte. Die Spaziergänge um die idealische Wohnung, von denen einige ausgegraben, andre ausgehauen waren, hatten wahrscheinlich die Erde um den Felsen, auf dem die Wohnungen standen, locker gemacht, waren nun gänzlich weggespühlt worden, und hinterließen einen fürchterlichen mit Wasser angefüllten Spalt; auf der Oberfläche des Wassers schwammen verschiedne schöngebundne Bücher, Musikalien, Landcharten und Papiere. Ein Pakt Papiere zog vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf sich, das er aber gänzlich vergaß, als er, auf Rosa's Bitten, den Abhang wieder hinaufstieg, und, nachdem er sich drey Viertelstunden lang abgemüdet hatte, eine Hütte an der Grenze der Aue erreichte, die Rosa ihm aufs deutlichste beschrieben hatte, von wo eine arme Wittwe und ihre zwey Söhne mit ihm wieder zurück kamen, um ihrer alten Nachbarin beyzustehen, deren Unglück und traurige Lage ihnen völlig unbekannt war.

Alles beklagte jetzt den armen Donat und die gute Frau, die allgemeine Wohlthäterin.

Des Doktors Ohren, ob er gleich sehr mit dem alten Weibe beschäftigt war, verschlangen gierig die Worte, die gute Frau. „Ja, hatte aber diese gute Frau nicht vielleicht einen Sohn oder Bruder, der ihre Einsamkeit versüßte und Rosa's Anbeter war?“ so dachte er.

Nachdem er der alten Anne zur Ader gelassen, und der Witwe, die sie in ihrer Hütte aufgenommen hatte, Geld, nicht bloß zum Nothdürftigen, sondern auch zu Bequemlichkeiten, gegeben hatte, die sie der alten Anne schaffen sollte; so nahm er seine weinende Begleiterin beym Arme, und brachte, indem er sie an das Krankenzimmer der Falkenburg erinnerte, sie dahin, daß sie mit zögerndem Schritt die traurige bejahrte Klagende verließ, die die Luft mit ihrem Geschrey zerriß, um ihren lieben Donat und um die gute Mad. Weissenborn.

Nur mit vieler Mühe schleppte Rosa ihre müden Glieder hin zur Burg, ob sie gleich vom Doktor Schröer unterstützt und fast getragen ward; ihr Herz schwebte auf ihren Lippen, und der Doktor überzeugte sich nun, ihr Besuch, ihre Bangigkeit und ihre Klagen hätten bloß einer Freundin gegolten.

Hr. Roth, der eine Krankenbett-Scene eben so wenig ausstehen konnte, als es die schöne Majorin vermochte, hatte es endlich bey ihr erlangt, daß er sie besuchen, und bey einer Parthie Schach ihr alle Sorgen vergessen machen konnte, bey welcher unschuldigen Beschäfftigung der Doktor Schröer gleich hereintrat, ganz unerwartet und unerwünscht für Beyde.

Der Doktor, ohne ihre Beschäfftigung oder Zerstreuung zu bemerken zu scheinen, erzählte mit seiner gewöhnlichen Kürze den Vorfall, wovon er Zeuge gewesen war, und bat um der Majorin Rath, wie man die arme Hinterblie-

bene von der unglücklichen Familie in ein bequemeres Haus schaffen könne.

Da nun die Hütte der Witwe rein und hell, da sie ein gutherziges Geschöpf war, und da er Befehl und auch Geld hinterlassen hatte, um der alten Anne alle Bedürfnisse zu schaffen, so konnte man in der ganzen Nachbarschaft keinen bequemern Ort finden; ausgenommen, wenn das Herz der Majorin mit dem seinigen so harmonirt hätte, um sie unter ihr eignes Dach aufzunehmen, wie vielleicht der gute Doktor erwartete, — doch, da kannte er die Gefühle seiner schönen Wirthin sehr wenig.

Die Majorin nahm unverzüglich ihre Zuflucht zum Riechfläschchen und zur Klingel; das erste brauchte sie nicht, letztere zog sie sehr heftig, und fragte den hereintretenden Bedienten: ob der Major am Morgen seines Krankwerdens seinen gewöhnlichen Spaziergang gemacht habe.

Der Morgen, so wie die Nacht, antwortete der Bediente, wäre sehr stürmisch gewesen, so daß keiner von den Bedienten gewußt habe, daß der Herr sein Zimmer verlassen hätte, bis in dem Augenblicke, da einer von den Hofknechten, der den Doktor und Mamsell Rosa nach Hause begleitet habe, sie benachrichtigt hätte, daß er, indem er des Morgens nach den Pferden gesehen hätte, den Herrn unbaß und aus der Aue kommend angetroffen; daß er ihm Beystand geleistet, ihn wieder zurecht gebracht und nach Hause geführt habe; daß sie über den Viehhof, ohne von einem Bedienten gesehn zu werden, herein gekommen wären, daß der Herr ihm acht Groschen gegeben hätte, und da er gewollt habe, daß er gehen solle, so hätte er ihn sehn die Hintertreppe hinaufsteigen, und dann wäre er wieder nach Hause gegangen.

So ist denn also dieß das verborgene Werk der Vorsehung, sagte die Majorin.

Der Doktor machte große Augen; es wollte ihm nicht in den Kopf, daß es der Vorsehung verborgener Plan seyn könnte, eine unschuldige Familie elend zu machen. „Sie haben meine traurige Geschichte gehört, Herr Roth.“ Bey dem Worte traurig schickte es sich, daß die Majorin ihr weißes Schnupftuch herauszog, und des Herrn Roths buntseidnes erschien auch, entweder aus dem göttlichen Antriebe des Mitgefühls, oder aus Höflichkeit.

„Das arme Geschöpf hätte auf dem Steine, wo wir sie fanden, umkommen müssen,“ sagte D. Schröer, „wenn —

Der Stein, wie die Majorin erwiderte, wäre ein zu weiches Bette für solch Volk.

Dieser Ausspruch aus einem schönen Munde war zu abscheulich; doch D. Schröer, der aus einem weit schönern Munde gehört hatte, die alte Anne wäre ein sehr gutes Weib, und

dem ihre klägliche Stimme um ihren guten Donat noch in den Ohren hallte, warf einen Blick voll Verachtung auf die Majorin, und verließ das Zimmer fast noch eilfertiger, als er hereingetreten war, gerade in dem Augenblicke, als die Majorin anfing, deutlich zu beweisen: solche Leute würden für ihre Sünden von Gott gestraft; dieß wäre das verborgene Werk der Vorsehung.

Da der unhöfliche Doktor weiter nichts hören wollte, so war der gefällige Roth desto zuvorkommender und biegsamer; er gab dem klagenden schönen Weibchen völlig Recht, und sympathisirte so mit ihr, daß er sich merken ließ, der Major wäre seiner Kräfte deswegen beraubt, um eine so schätzenswerthe theure Gattin nicht länger beleidigen und kränken zu können, und die saubre Unbekannte auf der Flußseite wäre zu gleicher Zeit vor Gottes Richterstuhl gezogen worden; dieß sey ja ein augenscheinliches Werk der Vorsehung.

Doch die Vorsehung wirkte in diesem Augenblicke auf einer andern Seite ein augenscheinliches Wunder; denn der Major erhielt plötzlich seine Sprache und den Gebrauch seiner rechten Seite wieder. Die freudigen Ausrufungen der Emma, die ihres Vaters Bette nicht verlassen hatte, verkündigten eine so unerwartete Nachricht; und die Majorin, die mit Herrn Roth am ersten im Zimmer war, warf sich auf das Bette, und umarmte ihren Mann.

Thränen rollten auf der kalten bleichen Wange hinunter, an die jetzt die ihrige gedrückt war; er schöpfte einen so tiefen und traurigen Seufzer, daß es schien, als ob die erschöpfte Natur ihre letzten Kräfte aufböte; sein Weib, ihre zwey Töchter und seine Freunde umringten sein Lager.

So ein Anblick ist herzerhebend in der Natur! Doch er warf einen traurigen forschenden Blick umher, seufzte noch einmahl tief, und schloß die Augen wieder.

Die Krankenwärterin, ein gutes, erfahrnes Weib, bestand darauf mit Wärme, sie müsse ihr Recht behaupten und in des Doktors Abwesenheit Vorschriften geben.

Solche starke Gemüthsbewegungen, sagte sie, würden jedes günstige Symptom wieder gänzlich vernichten, und bestand darauf, daß bey dieser Krise Ruhe, gänzliche Ruhe nöthiger wäre, als Medizin; da sie aber sah, daß die Freude der Majorin, und, nach ihrem Beyspiele, auch die ihrer Kinder, geräuschvoller und lauter war, als zuvor ihr Jammer; so verließ sie das Zimmer und suchte ängstlich den Doktor.

Beym Major stand auf der Tafel des Gewissens kein vorsetzliches Unrecht, kein Verbrechen aufgezeichnet; sein Gedächtniß ward von keiner Rückerinnerung getrübt, die ihm das Sterbebett hart gemacht hätte, und doch fühlte er es tief, welche Veränderung nun bald erfolgen müßte; die von Thränen nasse und sich an die seinige

anschmiegende Wange seiner leichtsinnigen Gattin rufte ihr Bild wieder in seine Seele zurück, so wie es damals war, als es noch nicht von Eitelkeit entstellt ward; er drückte seine kalten Lippen an die ihrigen, segnete seine Kinder, fragte nach Cäcilien, seufzte noch einmahl tief, und fragte auch Emma nach ihrer Freundin.

Rosa hatte die erfreuliche Nachricht von der Magd gehört, die vor Freuden außer sich war, und kam jetzt an das Bett gesprungen.

„Segnen Sie auch mich,“ sagte sie, „segnen Sie Ihre dankbare Rosa.“

Der tiefe Seufzer, der aus dem Herzen des Majors zu kommen schien, die Thränen, die aus seinen Augen rollten, als er die bewegbare Hand ausstreckte, erneuerten in ihr den Kummer wieder, den sie auf einen Augenblick vergessen hatte; sie verbarg ihr Gesicht und schluchzte laut; ihre Freude bey der plötzlichen vortheilhaften Verän-

derung an ihrem Freunde, konnte dessen ungeachtet gewisse verwandte Ideen, die ihr eben so peinlich als natürlich waren, nicht in ihrer Seele verdrängen.

„Komm näher Rosa,“ sagte er stammelnd.

Der traurige, herzbrechende Anblick eines Gesichts, auf dem der Tod seine fürchterlichen Züge schon eingegraben hatte, die Thränen, die an seinen eingefallenen Wangen hinunterliefen, traurige, doch stille Beweise, daß ihm die Verwüstung der Flußseite bekannt sey, drückten Rosa zu Boden; sie sank hin, und ward leblos auf ihr Zimmer getragen.

Die Krankenwärterin, die den D. Schröer vergebens gesucht hatte, kam höchst unzufrieden wieder auf ihren Posten zurück; sie reichte Rosa einige Tropfen, die, wie sie sagte, ihrem Herrn große Dienste geleistet hätten; und da der Majorin lärmende Freude sich seit Rosa's Eintritt sehr vermindert hatte, so herrschte eine Stille,

die mit einem freudigen Ausruf vom Major unterbrochen ward, als der Doktor nun endlich ins Zimmer trat.

Doktor Schröers Rath, den Major nach der Stadt zu schaffen, entstand aus der zärtlichen Besorgniß für seinen Freund, und aus dem Mißtrauen in seine eignen Kenntnisse, das so herrschend in seinem Charakter war, und fast gar nicht aus der Erwartung des Wiederbesserwerdens. Eine Rückkehr der Vernunft, und eine Besserung auf eine kurze Zeit, hatte er vorausgesagt, doch ohne alle Hoffnung, daß diese Besserung etwas mehr als vorübergehend seyn würde; er erstaunte und freute sich also natürlicherweise nicht so sehr, als die Majorin oder Herr Roth; er freute sich in der That; doch seine Freude hatte ein zweydeutiges Ansehen; seine Unterlippe zitterte, Thränen rollten von seinen Wangen, und indeß Herr Roth seinen Gefühlen ganz außerordentlich durch Worte Luft machte, drückte D. Schröer bloß die Hand seines Freundes.

Nächst dem Vergnügen, das der Doktor darüber fühlte, jetzt von seinem Freunde, den er am meisten liebte und hochschätzte, wieder erkannt zu werden, schmeichelte er sich auch noch mit dem Gedanken, daß der Major nun Alles, was hier auf der Welt in seinen Sachen noch in Ordnung zu bringen sey, bestellen, und nach Wunsch gehörig ordnen könne.

Das Testament war vor einigen Jahren gemacht worden; es war in seinen Händen; er hatte es mit sich nach Falkenburg gebracht, und sollte eine Aenderung gemacht werden, so war es jetzt noch Zeit.

Seit sich des Majors Krankheit anfing, waren verschiedene Briefe eingelaufen; diese hatte er alle in ein Schubfach seines Schreibpults gethan; sie konnten von Wichtigkeit seyn, und nach seiner gewöhnlichen Accuratesse durfte die Majorin kein Siegel erbrechen, so lange noch Hoffnung zur Wiedergenesung da war.

Unter solchen Gedanken fand er plötzlich seine Hand, die der Major hielt und bis jetzt gedrückt hatte, losgelassen; er sprang auf und sprach mit dem Kranken, allein er erhielt keine Antwort; das jammervolle Auge war zu dem seinigen erhoben, und bewies, daß Besinnung und Gedächtniß noch da wären, ob gleich die Sprache und alle Körperkräfte wieder weg waren.

Des Doktors Angst war bey weitem nicht so still, als seine Freude gewesen war; er weinte laut und beklagte es gewaltig, daß er den Augenblick nicht ergriffen hätte, mit dem Major in seiner hellen Periode über das Testament zu sprechen; ein matter Blick aus des Majors gebrochenem Auge bewies, daß die Erwähnung dieses Gegenstandes auf ihn wirke, er machte einen Versuch, stammelte einige unverständliche Töne, und schloß seine Augen mit einem tiefen Seufzer, der dem guten Doktor schwer aufs Herz fiel, weil er sich wegen der verlornen Augenblicke innerliche Vorwürfe machte.

Die Majorin bedauerte diese verlornen Augenblicke noch mehr, als der Doktor; denn wer konnte wissen, ob er nicht sein ganzes Vermögen in ihre Gewalt könnte hinterlassen haben, ohne sie mit unnöthigen Einschränkungen und Vormündern zu beschweren; doch all ihr Bedauern war vergebens; sie lauerten diese Nacht auf jeden Athemzug, und den folgenden Morgen mit Tagesanbruch waren alle Spuren von Gefühl und Besinnung weg; der Doktor erklärte dann mit Thränen, es sey keine Hoffnung da; denn wenn er gleich Tage und Wochen lang noch leben könnte, so würde doch keine Medizin mehr anschlagen.

Die Majorin meinte, da sie einmal nach der Stadt zu gehen sich in den Kopf gesetzt hatte, solche Augenblicke der Genesung könnten öfterer wiederkommen und vielleicht bleibender werden; man müsse hier die ganze Fakultät zu Rathe ziehen; und Doktor Schröer war zu bescheiden, sich diesem Mittel, das er vorher

selbst vorgeschlagen hatte, zu widersetzen. Doch ob es ihm gleich an Entschlossenheit fehlte, sich hierin zu widersetzen, so konnte er doch die übrige Anordnung zur Reise nicht billigen; er bestand darauf, daß er Rosa seinen eignen Wagen überlassen, und ihren Platz bey der Krankenwärterin einnehmen wolle.

Die Majorin war überrascht und erstaunt; ihr Vorschlag, eine von ihren Töchtern ihm in seinen Wagen als Gesellschafterin zu geben, war mit großer Kälte aufgenommen worden. Sie hatte ihn verächtlich einen Grobian genannt, als sie mit ihrer Zofe über die Sache sprach. Doch mußte sie einen Mann, der ihr schaden und helfen konnte, zart behandeln. Unter zwey Bedingungen wollte sie sich seinen Plan gefallen lassen, die er aber gänzlich ausschlug.

Sie hätte nämlich geheime Ursachen, daß die Vorhänge der Kutsche den ganzen Weg nach der Stadt zugezogen bleiben sollten, und ihre Zofe solle Rosa's Gesellschafterin seyn.

D. Schröer bestand darauf, daß Dem. Rosa über die Vorhänge und über seine ganze Kutsche nach eignem Belieben disponiren solle, und statt der Zofe sollte eine von ihren Töchtern Rosa's Gesellschafterin seyn.

Die Majorin wollte wieder Ausflüchte machen, allein sie sah es dem Doktor an den Augen und der Stirn an, es sey sein völliger Ernst, deswegen mußte sie sich bescheiden.

Der Doktor benachrichtigte Rosa über die neugetroffene Anordnung, und that, als ob die Majorin selbst so vernünftig gewesen sey, darauf zu fallen; und so ward der Herr der Falkenburg nebst seiner Familie in die Zimmer des Herrn von Polenz, eines alten oder vielmehr jungen Bekannten der Majorin und ihrer schönen Cäcilie, geschafft.

Den Morgen vor ihrer Abreise stattete Rosa noch ihren letzten Besuch bey der alten Anne

ab. Sie bat die Witwe, die arme Frau ja gut zu halten, und bot ihr einiges Geld, das sie noch in ihrer Börse übrig behalten hatte, an. Diese erwiederte, des guten D. Schröers Silber sey noch nicht alle, sie nähme nichts an.

„Der gute Mann!“ sagte Rosa, „aber Sie wird doch für die alte arme Anne Sorge tragen, liebe Frau?“

„Darauf können Sie sich verlassen, liebes Mamsellchen; der gute Doktor soll sein Silber nicht weggeworfen haben. Die arme alte Anne! gut, gut, Gott macht alles wohl, aber zu bedauern ists doch, so einen guten Sohn zu verlieren, und eine so gute Frau, die die Alte so liebte; doch sterben müssen wir Alle; ach die arme Seele! ich muß weinen, und ich hätte mir die Hände bis auf die Knochen für sie abarbeiten wollen; nun, nun, weinen Sie nicht Mamsellchen! Sie können doch die Todten nicht wieder zurück rufen; die arme Seele! ihr schöner

Körper ist mit in die See gegangen; ach! weinen Sie nur nicht.

Anne, die mit ihrem starren Auge oben auf das Bett hinblickte, fing jetzt wieder ihren Gesang an, und Rosa sprang in den Wagen; sie bedauerte es, daß sie nicht noch einmal die verwüstete Flußseite sehen konnte.

Kaum war der sterbende Major nach seiner und der Seinigen Ankunft in der Stadt auf das Bette gelegt worden, so wurden auch schon die erfahrensten Aerzte, die ihn auf der Falkenburg noch nicht gesehen hatten, vorgefordert; ihre Entscheidung bestätigte des D. Schröers schlimme Prophezeihung; und als Herr Roth die blühende Cäcilie, die er von Steinau abgeholt hatte, ins Haus brachte, lag ihr Vater ohne alle Besinnung.

Rosa nahm ihren alten Posten an ihres Freundes Bette wieder ein, und hier brachte

auch D. Schröer, gezogen von einem unwiderstehlichen Magnet, jede Stunde zu, die er seinen übrigen Geschäften abbrechen konnte.

Jetzt war es weiter nicht nöthig, ein tiefes Stillschweigen zu beobachten; der Patient lag ohne Hülfe, und konnte auch nicht beunruhigt werden; dessen ungeachtet verhinderte es die heilige Achtung eines so schauderhaften Anblicks, die warme lebhafte Empfindung der Dankbarkeit und die Hochachtung, die ihre Herzen belebte, daß sie nie ganz laut sprachen, indem sie seine Auflösung stündlich erwarteten.

Während dieser Zeit hatte Rosa dem Doktor die Geschichte der Mad. Weissenborn, das heißt, so viel sie und der Major davon wußte, erzählt; und hierauf sagte er ihr, daß man Donats Körper schrecklich zerstoßen, in einer Entfernung von sechs Meilen gefunden habe.

Rosa weinte; sie suchte dem Doktor die traurigen Stunden, die sie beysammen zubrach-

ten, für seine Gefälligkeit gegen die alte Anne, so viel als möglich, zu verkürzen.

Der Doktor war ganz Ohr und Auge.

Die Majorin ward indessen bewundert; ihr Visitenzimmer war immer gestopft voll; Căcilie; die wirklich schön war, ward bald berühmt; man nannte sie das schöne Fräulein von der Falkenburg; und ob schon unter ihrem jetzigen häuslichen Elende kein Mensch vermuthete, daß sie Visiten ablegten, so waren sie doch in hundert Engagements verwickelt.

Herr Roth war von langer Statur und sehr gesund; er war niemals in seinem Leben krank gewesen, und seine vorzüglichste Sorgfalt ging dahin, seine werthe Person gut zu pflegen und abzuwarten; eine Krankenstube war ihm ekel, und ein Sterbebett schrecklich.

Wenn D. Schröer glaubte, seine und Rosa's Seele wären mit einander verwandt,

so hätte Herr Roth die geistige Verwandtschaft seiner Seele mit der Majorin auch beweisen können; denn beyde liebten und haßten eine und dieselbe Sache. Sie zu trösten und ihr die traurigen Augenblicke der Einsamkeit zu verkürzen, genoß er jeden Morgen mit ihr das Frühstück, und spielte Abends mit ihr und der schönen Cäcilie L'ombre.

Bey einem so gefälligen, aufmerksamen Hausfreunde auf Morgen und Abend; bey den Erkundigungskarten von all den Barons, Baronessen, Edelleuten, eleganten Damen und Stutzern den ganzen Tag über; bey den angenehmen Schwärmereyen zur Nachtzeit, wenn man nicht schlafen konnte; wie wäre es da möglich gewesen, daß die Majorin so viel Zeit übrig behalten hätte, die schöne Leidenschaft des Doktor Schröers zu bemerken, oder sich gegen Rosa wegen der unwandelbaren Aufmerksamkeit und Sorgfalt für ihren sterbenden Mann dankbar zu beweisen?

Rosa hielt den Doktor Schröer für einen sehr guten, aber auch für einen sehr sonderbaren Mann; sie liebte seine guten Eigenschaften, und bewunderte seine Aussprüche; doch oft würde sie, wäre sie jetzt anders gestimmt gewesen, über sein Benehmen gelächelt haben; und von Liebe wußte sie noch ganz und gar nichts, wenn sie gleich schon achtzehn Jahr alt war. Meine Leserinnen werden lachen! Der Major hatte einige Wochen, wider die Erwartung der Aerzte, nach seiner Ankunft in Stuttgardt durchlebt, und die Majorin nebst ihren Freunden waren nunmehr der lästigen Ge'ne gänzlich überdrüßig; das schöne Fräulein ward nun hie und da von ihrer Mutter eingeführt; kein Tag verging ohne Engagements, und ob gleich die traurige Lage des Majors ein jedes Frauenzimmer, das die Ehre hätte, seine Gattin zu seyn, und die nicht ganz eitel oder mit angebornem Haß gegen ihn erfüllt wäre, für Gesellschaft untauglich gemacht hätte: so führte dennoch Zerstreuung, dieses kräftige Mittel, das

Gefühl zu ersticken, die Majorin und Fräulein Cäcilien nicht bloß immer vom Hause, sondern auch endlich aus sich selbst weg; und ob gleich der langweilige Doktor erst Vorstellungen machte, dann tadelte, und endlich mit ihnen zankte, während Mutter und Tochter verehrt und bewundert wurden, so folgten doch neue Verbindungen, neue Bekanntschaften und neue Kleider so stürmisch auf einander, daß man hätte glauben sollen, die Genesung des Majors sey so gut als entschieden, wenn nicht auf einem großen Balle, wo die Majorin, wie gewöhnlich, ganz Feuer und Leben, tanzte, ein Bedienter eilfertig hereingetreten wäre, der die wichtige Nachricht brachte: sein Herr wäre todt.

D. Schröer hatte diesen Morgen darauf bestanden, die Einladung zu dem Balle, der zum Jahresfeste einer Vermählung gefeyert ward, auszuschlagen, da er versichert wäre, sie werde im Kurzen ihren Gemahl und die Kinder ihren Vater einbüßen.

Die Majorin wollte in jedem andern Stücke des Doktors Rath befolgen, nur nicht ihr Engagement zu dem Balle bey der Baronesse Wittenburg aufgeben, wo der Herr von Polenz ihre Cäcilie zu seiner Tänzerin erwählt, und wo sein Freund, der Herr von Lange auch sie engagirt habe; aber morgen, ja morgen wolle sie den ganzen Tag beym Major sitzen.

Doch dieser Morgen, wie viele andere zu zu etwas Gutem bestimmte, kam niemals; der Major verschied nach einem heftigen Krampfe eines convulsivischen Schluckens, ohne einen Seufzer in den Armen seines Freundes, des D. Schröers. Herr Roth, nach welchem man geschickt hatte, kam eben an, um die traurige Witwe und ihre schöne Tochter aus des Herrn von Polenz Kutsche heben zu können.

Die Majorin weinte außerordentlich graziös; Herr Roth hielt sich ein Schnupftuch vor die Augen; doch keines von Beyden ließ

sich vom Gram so sehr überwältigen, um zu vergessen, was eines dem andern schuldig sey; der Herr tröstete; die Dame dankte; sie ging mit Anstand auf einen Armstuhl zu, und wäre ohne Zweifel sehr graziös in Ohnmacht gefallen, wenn Cäcilie ihr nicht zuvor gekommen wäre, indem sie leblos auf den Fußboden hinsank, da sie auf ihres Vaters Zimmer zulief, wohin sie durchaus, als sie wieder zu sich gekommen war, gehen wollte, troz den Befehlen ihrer Mutter und den Bitten des Herrn Roths. Vielleicht erinnerte Cäciliens Beharrlichkeit sie daran, daß ein Besuch im Todtenzimmer in ihren Verhältnissen nicht ganz unschicklich seyn möchte, und so ließ sich die trostlose Witwe von ihrem Tröster ins Sterbezimmer ihres lieben seligen Mannes führen.

Die Krankenwärterin, die jetzt mit ihrem guten Herrn nichts mehr zu thun hatte, strich Rosa, die am Fuß des Bettes kniete, und fast eben so blaß, als der Leichnam, aussah,

mit Schauerschem Balsam an; Emma und Minna weinten in den Armen des Doktor Schröers; des Majors Bedienter schluchzte und verbarg sein Gesicht im Bettvorhange; und der verstorbene Gatte, Vater und Freund, mit all dem sonst so bewunderten Wohlwollen auf seinem Gesichte, selbst im Tode noch lächelnd, machte auf das Herz oder vielmehr auf die Nerven der Majorin einen sehr starken Eindruck; sie stieß einen lauten Schrey aus, und ward in der Geschwindigkeit vom Herrn Roth mit Hülfe ihres Kammermädchens in ihr Zimmer geschafft.

Cäcilie, zitternd und bleich, vermehrte die traurige Gruppe; sie betrachtete das Gesicht des besten Vaters, bis sie noch einmal in Ohnmacht fiel, und ward auf des Doktors Verlangen aus dem Zimmer gebracht; Rosa, ihre beyden Schwestern und der Doktor begleiteten sie.

Bey Auftritten, wie diese, läßt zartes Gefühl den Vorhang niederfallen; der Leichnam

ward mit vielem Pomp in das Erbbegräbniß der Frankschen Familie gebracht, während sich die traurige Witwe einschloß, um zu weinen und ihre Trauer in Ordnung zu bringen, und es gänzlich ausschlug, irgend jemanden vor sich zu lassen, ausgenommen Cäcilien, ihr Kammermädchen und die besten Galanteriehändler und Putzmacherinnen der Residenz.

Da Emma und Minna auch mit in diesem Verbote begriffen waren, so hatte Rosa um so weniger Ursache, sich beleidigt zu finden; aber am Morgen nach der Rückkehr der Leichenbegleiter, als die Majorin in all der trauernden Würde, die eine elegante und anständige tiefe Trauer gewährt, sich in das Visitenzimmer verfügte, um Zeugin bey Eröffnung des Testaments zu seyn; als Rosa in bescheidener Trauerkleidung, die ihre eignen Hände verfertigt hatten, mit den beyden jüngsten Mädchen hereintrat, und nach Ihro Gnaden Befinden sich erkundigte; da ward sie durch die stolz gerunzelte Stirn

der gnädigen Frau augenblicklich zum Schweigen und bald aus aller Fassung gebracht, als sie sich nach einer kurzen Pause mit einer heroischen Stimme so anreden hörte: „Merken Sie es sich, Mademoisell Ein für alle Mal; dieses Zimmer und das nächste sind für mich bestimmt; diese behalte ich für meine Gäste; während ich es dulde, daß Sie in meiner Familie sind, müssen Sie im hintern Zimmer bleiben; Sie werde ich bey meinen Freunden nicht einführen, und ich hoffe auch nicht, daß Sie sich unterstehen werden, ohne meine ausdrückliche Erlaubniß hereinzutreten.“

Emma, die eben so betroffen war, als Rosa, und deren Achtung für ihre Mutter sich nicht mit ihren wachsenden Einsichten vermehrt hatte, hatte das Herz zu fragen, ob Minna und sie auch auf das hinterste Zimmer eingeschränkt wären.

„Bis ihr für Visiten alt genug seyd, Mamsells.“

„O Mama!“

„Nun, Mamsell?“

„Wir kamen ja der Visiten wegen nicht hieher.

Ob die Thränen des liebenswürdigen Mädchens, oder das eigne Gewissen die Majorin rührte, können wir nicht sagen; doch gerührt war sie, und umarmte jetzt wirklich ihre Kinder.

Rosa verneigte sich mit Anstand und ging; die beyden Mädchen folgten ihr.

„Mein Gott, Mama,“ sagte Cäcilie, „ich wundre mich, daß Sie sich nicht schämen, Mamsell Rosa so zu behandeln, da Sie doch wissen, wie zärtlich sie meinen armen Vater gepflegt hat.“

Die Majorin war wieder gerührt; Rosa, sagte sie, würde sich als eine Person betrachten,

der die Aufsicht über die Mädchen anvertraut sey, und was ihr Erscheinen oder Wegbleiben beträfe, so handle sie nach Regeln der Klugheit.

„Ach meine Gute,“ rief Minna, als sie wieder mit ihrer Lehrerin allein war, „ich wünschte, wir wären sämmtlich in dem Milchhause auf der Flußseite bey der guten Madam Weissenborn.“

Jetzt flossen Rosa's Thränen, die sie in der Majorin Gegenwart zurückgehalten hatte; die Mädchen schwiegen zwar jetzt, doch kamen sie noch sehr oft auf die gute Mad. Weissenborn auf der Flußseite.

D. Schröder und Herr Roth beobachteten unterdessen genau ihre Schuldigkeit, und der erstere producirte das Testament. Bey der Eröffnung waren alle Partheyen überrascht, neben den Namen der Vormünder und Executoren noch

einen dritten zu finden; und dieser dritte, ein für die artige Wittwe sehr verhaßter, war Madame Maria Weissenborn.

Der Major hatte in der That an dieser Dame mehr gehangen, war lieber in ihrer Gesellschaft gewesen, hatte sich von ihr mehr leiten lassen, war mit ihrer Beurtheilungskraft zufriedner, als einer Gattin, die den ersten Platz in ihres Mannes Achtung hätte behaupten wollen, lieb gewesen wäre; aber auf jene Art der Achtung, die er für seine Freundin ausdrückte, würde Frau von Frank nichts weniger als eifersüchtig gewesen seyn, hätte sie ihr nicht ungerechter Weise zugetrauet, daß sie Einfluß auf jeden seiner Schritte hätte, wenn er z. B. die Ausgaben in seinem Hause einzuschränken, und seine Gattin zu einer verständigen Hausfrau zu bilden suchte.

Das wäre doch, sagte die Majorin, ein Werk der göttlichen Vorsehung, daß das ver-

haßte Weib grade in so einem bedeutendem Zeitpunkte hinweggerafft worden wäre, und bat den Notarius, er solle nur fortfahren, das Testament zu lesen. Sie erwartete, der Major würde, da er seinen Liebling, den D. Schröer, zum Vormund seiner Kinder ernannt hätte, ihre Einkünfte eingeschränkt oder sie zum trostlosen Witwenstande auf Zeitlebens verdammt haben.

Doch wie groß und angenehm war ihr Erstaunen, als sie hörte, daß ihr von dem Guthe jährlich 1200 Thaler ausgezahlt werden sollten, und daß sie noch überdieß freye Wohnung auf der Falkenburg erhalten solle, bis ihre jüngste Tochter erwachsen wäre; zum Unterhalt und zur Erziehung seiner Töchter setze er jährlich 300 Thaler für jede aus; den Ueberschuß von dem Guthe, dessen Einkünfte sich von dem erhöheten Preise der Ländereyen und seinen eignen Verbesserungen ansehnlich vermehrt hatten, überließ er, zu gleicher Vertheilung, der Entscheidung der Executoren.

Dieses, nebst den Legaten für seine Bedienten und einige wenige Freunde war sein ganzer Wille.

Da dieses Testament gemacht worden war, ehe der Major Rosa'n noch kannte, so konnte auch ihr Name darinn nicht vorkommen; aber in seiner Schreibtafel, auf welche die Executoren, gleich bey ihrer Ankunft auf der Falkenburg, ihr Siegel gedrückt hatten, stand:

„Wenn ich sterben sollte, ehe ich ein Codicill zu meinem Testamente hinzufügen könnte, so bitte ich den Herrn D. Schröer und Herrn Sekretair Roth, dieses als einen Theil davon anzusehen: Der Demoisell Rosa Frank werden innerhalb sechs Monaten nach meinem Tode 1000 Thaler ausgezahlt, und wenn sie meine Familie verläßt, welches, wie ich hoffe und versichert bin, nicht so bald geschehen wird, noch 500 Thaler, überdieß behält sie ihre völligen Ansprüche auf die Erbschaft meines verstorbenen Neffen, des Obristen Heinrich Frank.

A. Frank.

„Es ist doch zum erstaunen," sagte die Majorin mit finstrer Stirn, „wie weit der gute Mann seine Narrenliebe für das Mädchen trieb; ich glaube, des Obristen Vermächtniß ist hinreichend."

D. Schröer wunderte sich nicht über des Majors Partheylichkeit für Rosa; er hielt es für unmöglich, sie zu kennen und nicht partheyisch für sie zu seyn; sie war ja an Geist und Körper gleich liebenswürdig.

Herr Roth hielt sie für ein ziemlich artiges Mädchen; die Majorin verzog den Mund.

Diese und die schöne Cäcilie waren vierzehn Tage lang so mit Modetrauer und traurigen Anordnungen beschäfftigt, daß, Schneider und Putzmacherin ausgenommen, die mit der Trauerkleidung alle Hände voll zu thun hatten, weiter kein Mensch vorgelassen werden durfte.

Unterdessen hatte Rosa, deren Geschmack elegant einfach war, und die gewöhnlich ihre Kleidung nicht bloß selbst machte, sondern auch selbst erfand, sich und ihre jungen Freundinnen völlig und sehr artig bekleidet, und ging wieder mit ihnen an das Werk, das ihr Dankbarkeit und Freundschaft gleich dringend befahl.

Doch indeß sie die Talente und den Verstand der liebenswürdigen Kinder ihres verstorbenen Freundes immer mehr sich vervollkommnen sah, gab es doch traurige Stunden für sie; ihr ahnete nämlich, daß diese lieben Mädchen und jedes Band, das sie an die Familie fesselte, gänzlich, nur in ihrem Andenken nicht, für sie verloren gehen würden.

Die Falkenburg lag am Fusse eines Berges im schönsten Thale Wirtembergs; jeder lebendige Zaun im Bezirke des Gutbes sprach von der Sorgfalt und Accuratesse des Majors, und überall war sein guter Geschmack sichtbar.

Die Aussicht aus jedem Theile dieses ehrwürdigen Gebäudes war bezaubernd; die Son-

ne, wenn sie in majestätischer Pracht über jener halb mit fruchtbaren Kornfeldern bedeckten und halb mit schlanken Tannen bekränzten Anhöhe emporstieg, und wenn bey ihrem Untergange der Fluß, den man aus dem gothischen Fenster des Zimmers, das Rosa gewöhnlich bewohnte, ihre sanften Stralen zurückspiegelte, war immer der Gegenstand ihrer freudevollen Bewunderung gewesen.

In das dunkle Zimmer, in dem sie jetzt zu leben, zu denken und zu weinen verurtheilt war, konnten die erfreulichen Sonnenstrahlen nie eindringen. Ihre trüben Fenster sahen auf den viereckigen Hof, und waren so verquollen, daß sie nicht aufgingen; die wurmstichigen Mobilien und groteske Tapetenfiguren trugen nicht wenig dazu bey, ihren Trübsinn zu vermehren; und was waren dann für sie die glücklichen Auftritte vor nur zwey Monaten, als ein Mährchen vergangener Zeiten, die unwiederbringlich verschwunden waren!

Allmählig raubten Gram, Sehnsucht und Erinnerungen, die sie Tag und Nacht quälten, ihrem schönen Gesichte die frische Blüthe, die ihm die freye Luft der Falkenburg gegeben hatte. „Sie ist zu blaß, eine Schönheit zu seyn,“ sagte Fräulein von Erdschwamm bey einer vorigen Gelegenheit; doch hätte sie Rosen vor des Majors Krankheit wieder gesehn, so hätte sie ihr vielleicht den Anspruch auf Schönheit aus der entgegengesetzten Ursache streitig gemacht; aber jetzt hatte Gram, Kummer und Eingezogenheit sowohl ihre Gesundheit als auch ihren Geist angegriffen; sie ward bisweilen von Ohnmachten überfallen, und ihre Schwäche vermehrte sich täglich. D. Schröer bemerkte diese ausgezeichnete Veränderung mit Bekümmerniß und Erstaunen.

Mitleid ist, wie man sagt, das Band der menschlichen Gesellschaft; doch die Majorin hatte keine Zeit, den Versuch zu machen; Cäcilie sagte ihr, Dem. Rosa wäre unbaß, und da

befahl sie ihrem Haushofmeister, ihr alles, was sie nur verlangte, zukommen zu lassen.

Endlich beschloß Rosa, den D. Schröer zum Vertrauten ihrer mehr als körperlichen Leiden zu machen; sie beklagte, daß es gegenwärtig nicht in ihrer Gewalt stehe, auf die jungen Frauenzimmer durch Lehren oder Beyspiel wirken zu können, und bat den Doktor, die Erlaubniß auszuwirken, daß sie mit den Kleinen den nächsten Sommer auf dem Lande zubringen dürfe.

D. Schröer antwortete nicht; zwey Mal versuchte er es, zu sprechen; der Athem fehlte und die Unterlippe zitterte ihm; doch da er sein Herz unmöglich durch Worte erleichtern konnte, so ging er nach Hause, beschrieb zwey Bogen Papier, verbrannte sie wieder, ging den folgenden Tag wieder nach der Wohnung der Majorin, klopfte an die Thüre, und kehrte plötzlich wieder um, und nach viertägigem Kampfe schickte er unsrer Rosa — den Antrag seines Herzens und seiner Hand.

Während dieses Zwischenraums änderte sich die Lage Rosa's ein wenig, und, wie sie glaubte, zu ihrem Besten. Die Majorin sah einen Sonntag zufälliger Weise ihre Tochter Emma sehr artig und geschmackvoll gekleidet, und hörte, daß Rosa die Erfinderin und Verfertigerin dieser Kleidung wäre; sogleich schickte sie nach ihr, und bat sie, die Gefälligkeit zu haben, ihrem Kammermädchen die Anweisung zu geben, eines von ihren und eines von Cäciliens Kleidern just nach Emma's Façon und Schnitte zu ändern.

Rosa war gefällig und versöhnlich; das Mädchen brachte ihr die Kleider aufs Zimmer, uud Rosa, da jene vorgab, sie habe tausenderley zu thun, und wisse nicht, wo sie die Zeit dazu hernehmen solle, entließ sie, übernahm die Kleiderveränderung allein, ward sehr bald damit fertig, und befriedigte die Majorin dermaßen, daß sie sogleich das Amt einer Hauben-, Hut-, Mäntel- und Kleider-Verfertigerin bey der

Majorin und ihrer schönen Tochter erhielt, und so beschäftigt war, daß sie keine Zeit übrig behielt, sich zu grämen oder Betrachtungen anzustellen; und Emma und Minna gingen jetzt wieder so lange und oft, als sie wollten, in die Gesindestube, ohne daß Rosa es verhindern konnte.

Die gänzliche Veränderung im Benehmen der Majorin gegen Rosa, die jetzt oft liebe Rosa sprach, machte ihr die ersten Arbeiten leicht genug; doch als sie immer mehr und mehr mit solchen Modeartikeln überhäuft ward, da sank ihr Muth wieder, und ihre bleiche Wange sprach von innerlicher Schwäche, welche die Majorin entweder nicht verstehen konnte oder nicht wollte.

D. Schröers Brief hätte ihrer Eitelkeit schmeicheln können, wenn Eitelkeit in ihrer Seele Platz gehabt hätte; doch jetzt vergrößerte er ihre Verlegenheit noch mehr, die schon zuvor, wie sie glaubte, den äußersten Grad erreicht hatte.

Mad. Müller hatte nun lange nicht geschrieben, und auch Eleonore Rabe hatte plötzlich zu schreiben aufgehört; Rosa hatte seit sechs Monaten keine Zeile von ihr erhalten, und war ihretwegen sehr besorgt. So war sie jedes Freundes beraubt; ihr Herz hatte noch auf den D. Schröer, als ihre letzte Hoffnung, gebaut, und nun hatte auch dieser sie seiner selbst beraubt. Auch war dieß noch nicht Alles. Ihre Börse, die, als sie Friedenthal verließ, sehr gut versehen war, hatte sich jetzt nach und nach sehr vermindert; sie war, wie andre gutherzige junge Leute, sehr freygebig. Der Major hatte ihr befohlen, sich in Geldmangel an ihn zu wenden, und hatte ihr zwey Mal eine Banknote von 30 Gulden aufgedrungen. Doch abgerechnet, daß Rosa gegen das Gesinde freygebig war, abgerechnet andere kleine wohlthätige Handlungen, so blieb Rosa auch noch die Gläubigerin der ganzen Familie des Majors.

Der Majorin fehlte oft Geld; sie spielte gern Karte, verlor oft, und wenn sie sich gleich sonst

niemals zu Rosa herabließ, so machte sie sich doch kein Bedenken, ihr durch die Zofe ein Billet, worinn sie um ein Darlehn von ein oder zwey Louisd'or bat, zu überschicken.

Auch Cäcilie wußte von Rosa, was sie brauchte, herauszuschmeicheln, und Rosa hatte noch mancherley Ausgaben für ihre kleinen Mädchen, wie sie Emma und Jessy nannte, und wofür sie von dem Vormunde keinen Ersatz fordern konnte, weil sie freywillig waren; kurz, Rosa war nun arm, sehr arm.

Dieses Uebel konnte durch des Doktors Anerbieten sogleich gehoben werden; doch dawider stritt ihre eigne Aufrichtigkeit; D. Schröder war ein Mann, den ihr Herz als Freund schätzte, aber gegen den es sich als Gatten empörte; sie beantwortete seinen Brief mit einer solchen Offenheit und Delikatesse, daß sogar die abschlägliche Antwort seine Liebe vermehrte und seine Hoffnung anfachte; er schrieb noch einmal,

bekam noch deutlichern Repuls, und da er einsah, daß, wenn er aufhören sollte, sie zu lieben, so müsse er auch aufhören, sie ferner zu sehen, so lehnte er jeden Besuch bey ihr ab.

Die Majorin sah sich unter ihren brillanten Parthieen nach einem jungen, schönen, liebenswürdigen Herrn für Cäcilien um, und zog in einer so kritischen Wahl ihren treuen Freund, Herrn Roth, zu Rathe.

Dieser Herr, stolz auf die Wichtigkeit seiner Curatel bey einer so schönen eleganten Dame, und ihrer so reizenden Tochter, war über diesen wichtigen Punkt schon in seiner Seele zu Rathe gegangen; und da die schöne Witwe ihn sehr ernsthaft fragte, welchen von den drey Grafen, sechs Barons und noch einmal so viel Edelleuten sie für ihre Tochter auswählen solle, so parodirte er eben so ernsthaft Hamlets Selbstgespräch: „Heyrathen oder nicht heyrathen, das ist also die Frage."

Herr Roth war als ein Hagestolz bekannt; er that alles, um für einen großen Mann zu gelten, und war er in diesem Bemühen nicht immer glücklich, so konnte er nichts dafür. Da er wenig Geschäffte und viel Muße hatte, so war er ein Gönner der Wissenschaften, ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, ein Schüler der Musen, ein Concert- und Theaterfreund, ein Freund der Natur und folglich der öffentlichen Assembleen, und genoß Alles, was das Geld ohne Familie, das heißt, ohne wirkliches Glück gewähren kann.

Die Majorin war noch immer ein schönes Weib; ihre Einkünfte waren ziemlich ansehnlich; ihre Kinder versorgt; und überdieß ward sie von solchen Leuten bewundert und verehrt, bey denen gut zu stehen Herr Roth für eine Ehre schätzte; die einzige Beschwerlichkeit, die sich bey ihr fand, war Rosa, die er seit des Majors Tode weder gesehn, noch nach ihr zu fragen sich bemüht hatte; doch es gab noch ein Mittel, das

sah er, Rosa los zu werden; und so beschloß er, da die Baronin Vermögen und Connexionen hatte, und er verhältnißmäßig wenig von beyden, ihr seine Hand anzubieten, wenn eine gute Gelegenheit, die nach seiner Berechnung zu erwarten stand, ihm den Weg dazu bahnte, daß sie es in seine Gewalt setzte, ihr irgend einen angenehmen Dienst zu erweisen.

Der Majorin Eitelkeit fand überall reichlichen Nahrungsstoff. Erschien sie nicht an einem öffentlichen Vergnügungsorte, so war ihre Abwesenheit der Gegenstand der Unterhaltung und des allgemeinen Bedauerns. Im Theater waren sonst oft Stücke, wie Emilia Galotti, bey ziemlich leerem Hause gegeben worden; doch als die artige Wittwe und die schöne Cäcilie jetzt jedesmahl in der ersten Loge prangten, so konnte auch der Unternehmer auf gute Einnahme rechnen. Wenn ein Privatball gegeben ward, so war immer das erste, woran die Herren dachten, die schöne Cäcilie zu en-

gagiren, die, außerdem, daß sie sehr reitzend war, auch wie eine Göttin tanzte; kurz, da es schien, als ob die Majorin und ihre Tochter nicht ohne Gesellschaft leben könnten, so schien es endlich auch, als ob jede Gesellschaft nicht ohne sie leben könnte. So verstrich ein Tag nach den andern, und man bemerkte die Zeit nicht einmal durch ihren Verlust.

Des Majors Tod war förmlich in den Hamburger, Bayreuther und Frankfurter Zeitungen angezeigt worden; denn die schöne Wittwe schmeichelte sich, auf diese Art ganze Schwärme von Anbetern zu sich hin zu ziehen; doch ihre Trauerkleidung hatte sich stufenweise schon einige mahl verändert, und noch war kein Sterblicher bereit, für sie zu sterben, noch weniger — zu leben. Auch waren die jungen Barons, unter denen sie schon für ihre Tochter ausgelesen hatte, nicht weniger saumselig in ihren Bewerbungen.

Die Majorin konnte nicht vollkommener überzeugt seyn, daß ihre schöne Cäcilie unwiderstehlich sey, als es damahls die schöne Cäcilie von sich selbst war; und wie konnte es anders seyn? Jedermann, Hohe und Niedrige, sagten und dachten nun zwar, daß Cäcilie eine vollkommne Schönheit wäre, doch kein Mensch sprach von Heyrathen. Dieß schien nun der Wittwe sehr sonderbar, und sie fieng an, auf eine Veränderung der Scene zu denken.

Die Annehmlichkeiten der Burg genoß niemand; der Verwalter ward reich von den Früchten des Gartens, der dem Major so lieb gewesen war; aller Segen erwartete sie dort; doch da fehlten die Barons, Bälle, Assembleen, Concerte und Schauspiele, die in der Residenz so zahlreich waren. Auch wollte sie gern in ein Bad reisen.

Der Majorin fehlte es immer an Geld, und es verschwand so unter ihren Händen, daß

sie sich den Mangel daran schlechterdings nicht erklären konnte, obgleich alles sehr natürlich zugieng. Daher kam es, daß sie oft von Rosa borgte.

Dann und wann, wenn die Majorin auswärts speiste, pflegte Rosa heimlich auf den hohen Zeisigberg zu spazieren, und wenn sie die zwey Fichten oben auf dem Gipfel des Berges erreicht hatte, wo selten ein lebendiges Geschöpf die einsame Stunde zubrachte, so erhob sich ihr Geist, in der ruhigen Betrachtung der schönen Natur, über alle Sorgen. „Ja," so pflegte sie zu sagen, "obgleich die verlassene Rosa in der menschlichen Gesellschaft einzig dasteht, so fühle ich doch hier, unter dem Auge des Schöpfers aller dieser Schönheiten, daß ich auch ein Theil von seinen Wundern bin; und wenn gleich diese fruchtbare Landschaft, jene in Wolken gehüllten Gebürge, und dieses Gewühl von Palästen und Wohnungen, gar nichts enthalten, das mein wäre, so wird doch der, des-

sen allsehendes Auge die elende Hütte durchdrang, wo meine Leiden als Kind verborgen waren, mich jetzt nicht verlassen; ich athme die reine Luft ein; ich betrete den grünen Rasen, den angenehmen Teppich der Natur; ich begrüße die Pracht des sich aufschließenden Frühlings, und fühle in meiner Seele das wunderbare und wohlthätige Wesen."

Von diesen Spaziergängen kam Rosa, mit glühender Wange vom Erguß wahrer herzlicher Andacht, wenn gleich nicht glücklich, wenigstens ruhig, wieder in ein Haus zurück, aus dem jede mit der ihrigen harmonirende Empfindung verbannt war; zu schonend, um ihr blutendes Herz den Kindern eines Weibes, dem sie ihre Noth hätte zur Last legen müssen, zu eröffnen; verlassen von der Dem. Blumenthal, und durch sich selbst der Freundschaft des D. Schröers beraubt, — was würde aus unsrer armen Bettlerin geworden seyn, wenn man ihr auch noch die Spaziergänge auf den Zeisig-

berg genommen hätte? Wenn sie die Familie Frank freywillig verließe, wohin sollte sie gehen? an wen sich in einer fremden Provinz wenden? Ihre aus Friedenthal mitgebrachten Kleider hatten, so wie ihr Geld, der Majorin und Fräulein Cäcilien so sehr gefallen, daß jetzt das eine so viel werth war, als das andere: Kleider und Börse waren schlecht beschaffen; und oft pflegte sie zu sagen: Auf nichts kann ich noch Ansprüche machen, als auf ein Grab, wenn der Druck meines Mißgeschicks mich dahin bringt.

So sehr niedergebeugt war ihr Geist, daß die Sorge für ihr Leben ihr gleichgültig ward. Sie ward still und niedergeschlagen, zurückhaltend im Umgange, in ihrer Unterhaltung matt, in ihrem Putze nachläßig, und sah im Grunde mehr wie ein Schatten, als wie die vor Kurzem blühende, schöne Rosa aus.

Bey Widerwärtigkeiten und Unfällen, welche die Majorin nicht unmittelbar betrafen, hatte sie zu wenig Gefühl und zu viel Leichtsinn, um die Ursachen oder Folgen davon einzusehen; doch hielt sie es für gut, Rosa mit einigen Unfällen, die damahls ihrer natürlichen Anmuth sehr zusetzten, bekannt zu machen.

Die jährlichen Einkünfte, die einer nicht ganz undankbaren Frau eine Thräne des Danks entlockt hätten, und welche man vorher als einen reichlichen, freygebigen Jahrgehalt angesehen hatte, waren jetzt so lange bekrittelt und herumgehohlt worden, nicht was sie waren, sondern was sie seyn könnten, daß sie zu einem armen, erbärmlichen Jahrgehalt hinabgesunken waren, besonders für eine Frau von ihrem Geiste; und da jetzt der Fall eintrat, der bey vornehmen Damen oft eintritt, daß ihr Verstand eine Pause machte, als Geld geschafft werden sollte, so schickte sie nach Rosa, um sich Trost und Rath zu erhohlen.

„Ach meine gute Rosa," rief die artige Wittwe, „so ward noch keine Dame von Stand aufgeopfert und behandelt; erst in der Blüthe der Jugend und Schönheit, da ich Alles hätte beherrschen können, einen Mann, der mein Großvater hätte seyn können, zu heyrathen; und dann einen Wittwengehalt zu bekommen, der kaum zu Nadeln hinreicht!"

Rosa, die dergleichen Ausrufungen und das meine gute Rosa, wenn die Majorin Geld von ihr borgen wollte, schon gewohnt war, antwortete sanft, sie hätte keinen Friedrichsd'or mehr übrig.

Die Majorin erwiederte, das wisse sie wohl; doch fuhr sie in einem Athem fort, ihre traurige Lage zu schildern, und zugleich um Rath zu bitten. Sie erklärte endlich, sie wäre verloren, wenn sie nicht fünf- oder sechshundert Thaler aufbringen könnte.

Rosa schwieg voll Erstaunen.

Nun würde D. Schröer alles thun, was ihre gute Rosa verlangte, und wenn sie auf ihren eignen Namen von ihm borgen oder ihn bitten wollte, es ihr vorzuschießen —

Rosa entfärbte sich, „Borgen, dem Doktor eine Geldverbindlichkeit schuldig seyn, unmöglich!“ Ruhig schlug sie beydes ab.

Die Majorin ward wüthend.

Rosa versicherte, wenn diese oder eine noch größere Summe in ihrem Vermögen wäre, so sollte sie ganz zu ihren Diensten stehn; aber sie würde keine Schulden machen, ohne zu wissen, wovon man bezahlen könne.

Fühlte die stolze Frau den Vorwurf, der in dem vernünftigen Ausspruche der unbefangenen Rosa lag? oder war es fehlgeschlagene Hoff-

nung, die ihre Wange so hoch färbte? Keine Schulden machen, ohne zu wissen, wovon man bezahlen könne! Ich weiß es aber.«

»Sie sind glücklich, und deswegen sollen Sie borgen, nicht ich.«

Die Majorin stützte den Arm unter den Kopf; Pyrmont, das lust- und lebenvolle Pyrmont, lag ihr im Kopfe; denn die Reise ins Bad war fest beschlossen. »Wenn diese oder eine noch größere Summe in Rosa's Vermögen wäre;« dieß erweckte bey ihr einen Gedanken; Rosa hatte wirklich eine noch größere Summe, wenn sie sie verlangte. Die Majorin zeigte ihre Rechnungen von 600 Thalern, die sie nothwendig bezahlen mußte, ehe sie die Stadt verlassen konnte.

»Ich hoffe von ganzem Herzen,« sagte Rosa, »Ihre Furcht vergrößert die Gefahr, und Fräulein Cäciliens Parthie kann noch vor sich gehen.«

„Kann," wiederholte die Majorin. Kann? Mamsell; nein, sie wird vor sich gehen." Und setzte mit gemäßigter Stimme hinzu: „Liebe Rosa, was soll ich unterdessen anfangen?"

Rosa, die während diesen Reden immer fortgearbeitet hatte, legte nun ihre Arbeit nieder, und hob ihre ausdrucksvollen Augen empor, die durch ihre Thränen schimmerten.

„Ach gnädige Frau," sagte sie, „wie können Sie Rath von der verlangen, die so wenig geschickt ist, ihn zu geben? Haben Sie kein Gewissen, das zu ihrem Herzen spricht? Sehen Sie zurück auf die Auftritte, die Ihnen diese Verlegenheit bereitet haben; sehen Sie dann vorwärts auf jenen schönen Rückzug von der Welt, wohin Klugheit Sie einladet, und Ruhe erwartet; wo ihre reizenden Töchter die Bildung erhalten können, die sie immer mehr veredeln wird; wo ihr ehrwürdiger Vater sich über ihren Anblick freu-

te; wo der Ernst des achtungswerthen Weibes mit der zärtlichen Mutterliebe zusammen schmelzen wird; wo" —

„Schönes Zeug, wahrhaftig," fiel ihr die artige Witwe in die Rede; „ja, ich merke, wo Sie hinaus wollen, wieder auf die Flußseite hingehen, auf meine Unkosten leben, während Sie davor zittern, daß ich nicht das Darlehn der Summe, die Ihnen der Narr, mein Mann, hinterlassen hat, fordern soll; doch seyn Sie ganz ruhig, Mademoiselle! ich werde es doch durchsetzen, ohne Ihren klugen Rath zu befolgen.

Des Majors Aufsatz, behauptete Herr Roth in einer geheimen Unterredung mit D. Schröder, wäre für die Erben keinesweges verpflichtend; denn, da dieser zehn Monate vor des Majors Todte datirt wäre, und er nach dieser Zeit noch sehr gesund und bey gutem Verstande gewesen sey, so könne er ein neueres Te-

stament gemacht, oder zum gegenwärtigen ein Codicill gesetzt haben; die Sache wäre mithin so zweifelhaft, daß er als Executor sich nicht rechtfertigen zu können glaubte, wenn er das Legat auszahlte.

D. Schröer beantwortete die lange Replik des Herrn Roth ganz kurz: er wäre entschlossen, das Legat auf sein eignes Risiko zu bezahlen, und dawider würden doch die Rechte nichts haben.

Damahls, als D. Schröer hoffte, daß Rosa, wenn sie seine Hand annähme, die Summe nicht brauchen würde, so hatte er gegen sie von des Majors Legate nichts erwähnt; und seitdem er nicht mehr hoffen konnte, war er dazu nicht aufgelegt, und beschloß, ein Jahr vergehen zu lassen, da er es ihr dann durch Herrn Roth auszahlen lassen wollte, ohne einige Bedenklichkeit wegen der Gesetzmäßigkeit sich merken zu lassen.

Herr Roth hatte seit des Majors Tode Rosa'n nicht ein einziges Mahl gesehen; und die Majorin würde sich gewiß niemahls haben merken lassen, daß sie gewissermaßen von ihr abhänge, wenn sie nicht jetzt die Noth dazu gedrängt hätte.

Doch so unerfahren auch Rosa in Geldsachen war, so mußte sie doch jetzt nothwendig einsehen, daß ihr Freund ihr noch die letzte Probe seiner Zuneigung gegeben hätte; daran hatte sie nie gedacht, ob es gleich sehr wahrscheinlich war, daß er sie bedenken würde, da er ihre wahre Lage, die er größtentheils vor seiner Frau sorgfältig verbarg, kannte. Dankbare Thränen flossen aus ihren Augen.

„Nein, nein, Mamsell," wiederholte die Majorin, indem sie mit der Würde einer Theaterkönigin aufstand, ich werde mich nicht erniedrigen, von Ihnen abschlägige Antwort zu bekommen."

In diesem günstigen Augenblick war es, als ein Brief von Herrn Roth, mit einem Liebesgott auf dem Siegel, in die reizende Hand der Wittwe gelegt ward. Dieser Brief gab der hoffenden Majorin ein Mittel wider alle sie jetzt bekämpfenden Uebel an die Hand, und zeigte ihr die Möglichkeit, den Plan mit Pyrmont durchzusetzen; ihr Herz klopfte, ihre Wangen rötheten sich, und sie befahl Rosa, die Rechnungen wieder weg zu legen.

Der erniedrigende Gedanke, die Hand des Herrn Roths, des Sohns von ihres Mannes Verwalter, anzunehmen, konnte keinen Augenblick Eingang bey der Majorin finden; doch wäre er, das gestand sie, seiner Liebe wegen mehr zu bedauern, als daß man ihn wegen seiner Vermessenheit, sich um sie zu bewerben, verachten könne; denn daß er bis über die Ohren in sie verliebt sey, dieß wäre die natürliche Folge von dem vertraulichen Fuße, auf dem er in ihrem Hause stehe. Indeß konnte sie jetzt seine

Leidenschaft benützen, ihn dahin zu bringen, daß er ihr als Executor des Testaments einige hundert voraus bezahlte, und, dieß hoffte sie, würde keine großen Schwierigkeiten haben.

Dieß war wirklich in jedem Betrachte eine siegreiche Stunde; denn Sr. Excellenz, der Herr Graf Alban, ein schöner, gebildeter junger Mann, im Besitz eines großen, schuldenfreyen Guthes, und Erbe einer Grafschaft, hatte diesen Morgen den D. Schröer gebeten, er möchte ihn bey der Majorin von Frank und ihrer liebenswürdigen Tochter einführen.

D. Schröer nahm Theil an der Wohlfahrt der Tochter seines verstorbenen Freundes, und freute sich hierüber außerordentlich; er eilte, um die Frauenzimmer von der ihnen zugedachten Ehre zu benachrichtigen, ließ sich in seinem Eifer nicht einmal anmelden, und ging ohne Komplimente hinein.

Bey seinem Eintritt sah er Rosa; er erstaunte, und erschrack über die Veränderung in

ihrem Gesichte. Er vergaß hier Sr. Excellenz den Herrn Grafen Alban und dessen ganze Grafschaft, er vergaß die Majorin und ihre Tochter; denn ehe er Rosa's Hand genommen, ihr an den Puls gefühlt, und hundert Fragen wegen ihrer Gesundheit vorgelegt hatte, besann er sich auf nichts in der Welt, als auf — Rosa.

Er blieb dabey, sie wäre sehr krank; das Sitzen schade ihr; sie müsse ihre Arbeit sogleich weglegen; sie müsse die Luft verändern; er müsse sie jeden Tag besuchen, und nichts solle ihn davon abhalten, und er wolle ihre kalte Hand nicht eher wieder loslassen, als bis sie ihm verspräche, ihm zu jeder Zeit und Stunde den Zutritt zu verstatten, und allen seinen Vorschriften zu folgen. Als dieß zu Stande gebracht worden war, hatte er erst Zeit, an den Zweck seines Besuchs zu denken.

Nach dem, was wir von den vornehmen Zirkeln wissen, in welchen die Majorin sich

umhertrieb, kann man voraussetzen, daß ein Besuch von einem Grafen nichts so außerordentliches war; allein die Absicht beym Besuch des Grafen Alban war gar nicht zu verkennen; er hatte sich ja schon an den Vormund gewandt, und Alles war, wie es seyn sollte.

„Sehen Sie, Mamsell, sehen Sie," sagte die Majorin triumphirend, indem der Draht der Klingel von ihrem heftigen Anziehen riß, „was noch vor sich gehen kann."

Die Bedienten wurden jetzt ausgeschickt, Cäcilien aufzusuchen, die einige ihrer gewöhnlichen Morgenvisiten abstattete.

Die Majorin und ihre artige Tochter bewaffneten sich zur Eroberung, und verfügten sich in das Visitenzimmer. Der Graf Alban erschien, und entsprach der Erwartung der Damen in jedem Punkte, nur einen einzigen abgerechnet; er hatte eine schöne Figur und ein angenehmes

Gesicht; sein Betragen war frey, höflich und voll Würde, ohne Selbstliebe oder Anmaßung; doch aus seinem Benehmen gegen die Herzgeliebte würde D. Schröer geschworen haben, daß er sie zum erstenmale sähe, wenn er nicht selbst das Gegentheil gewußt hätte.

Auch war der Graf so unruhig, er unterbrach sich so oft, fuhr auf und blickte nach der Thüre, plauderte eine kleine halbe Stunde lang gleichgültige Sachen, zog seine Uhr wenigstens ein Dutzend Mahl heraus, und empfahl sich endlich; daher die Majorin mit diesem kurzen Besuche freylich nur halb zufrieden seyn konnte. Doch er kam den nächsten Morgen wieder und hielt sich eine ganze Stunde auf, und den folgenden, und so weiter; kurz, er führte Cäcilien sogar Freytags in den Clavigo.

Da beyde Vormünder von den rechtschaffenen Absichten des Liebhabers überzeugt waren, so ward Herr Roth mit jedem Augenblicke im-

mer verliebter, und war so edel, 600 Thaler aus des Majors Verlassenschaft vorzuschießen, um zu verhinden, daß die Wittwe nicht in Verlegenheit käme, zu einer Zeit, wo zwey so wichtige Sachen im Gange waren, nemlich die Heyrath des Herrn Roth mit der schönen Wittwe, und Sr. Exc. des Herrn Grafen Albans mit ihrer Tochter.

Jede Art von Aufwand wuchs jetzt bey der Majorin im Verhältniß mit ihren großen Aussichten. Da ohne Zweifel die Heyrath bald vor sich gehen mußte, und in diesem Falle der Bräutigam die Familie mit auf sein Guth nehmen würde, so brauchte man gar nicht wieder auf die traurige Falkenburg zu gehen.

Unterdessen büßte Rosa, die jetzt mehr als je bereitwillig und geschäftig war, Cäcilien aufzuputzen, den ganzen Vortheil von des Doktors Gegenwart ein, weil sie immer sitzen mußte; doch da die Majorin mit Cäcilien ei-

nes Tages bey einer Fête waren, brachte D. Schröder seine Schwester in einer Miethkutsche bis an die Thüre und bestand darauf, daß Rosa, Emma und Minna mit auf ein benachbartes Dorf kommen sollten, um dort zu speisen.

Die zwey Mädchen, die mit weniger Ergebung in ihr Schicksal, eben so sehr als Rosa eingesperrt waren, ließen sich nicht zwey Mahl nöthigen, sondern sprangen, mit ihren Hüten in den Händen, die Treppe singend hinunter, und versicherten, sie hätten sich längst schon einmahl heraus gewünscht.

Die Gleichgültigkeit, die jetzt in Rosa's Charakter herrschender Zug geworden war, zeigte sich hier sichtbar; sie verhielt sich bloß leidend, und der glückliche Doktor hatte das Vergnügen, sie zu einem Auftritte zu begleiten, der jedes warme Gefühl ihrer Brust von neuem belebte. Es war angenehmes Wetter, sie speisten im

Freyen unter einer großen Eiche, und widmeten den Nachmittag zu Spaziergängen, wo ein gebildetes Auge nie ermüden, und ein gefühlvolles Herz sich nie sättigen konnte.

Das romantische Gehölz, der durchfließende Bach erinnerte sie an ihre theure unvergeßliche Flußseite. Schröers Herz war voller Gefühle, doch konnte er seine sympathisirende Zärtlichkeit nicht an den Tag legen, und während seine Schwester sich mit den beyden fröhlichen Mädchen belustigte, führte D. Schröer Rosen im Gehölz herum. Da sie alle wieder im Begriff waren, nach der Landstraße zu gehen, wo ihre Kutsche hielt, so kamen Reiter hinter ihnen hergesprengt; sie blieben stehen; ein Trupp junger Herren ritt vorbey; einer von ihnen, da er sich umsah, traf auf Rosa's Blick, deren erröthende Wange von der erröthenden des Herrn noch übertroffen ward; er sprang sogleich vom Pferde, näherte sich ihnen, und redete den Doktor mit einem verweisvollen „Herr Dok-

tor!“ an. Der Doktor machte eine leichte Verbeugung, und führte die Frauenzimmer zur Kutsche.

„Mein theuerster Doktor,“ sprach der Herr, und legte seine Hand an die Kutschthüre, „wollten Sie nicht die Gewogenheit haben, mich bey diesen Damen vorzustellen?“

Der Doktor war in Verlegenheit; er glaubte jetzt den Aufschluß eines gewissen Geheimnisses, das ihm bis jetzt unauflösbar geschienen hatte, ziemlich klar vor sich zu sehen; er selbst hatte keine Hoffnung mehr auf Rosa; doch Liebe hofft immer noch, wo die Vernunft schon verzweifelt, und so stand es auch mit dem D. Schröer. Denn warum war er denn so ängstlich, als der Herr mit seiner Hand an der Kutschthüre war, daß die Kutsche fortfahren sollte? warum zog er in dem nemlichen Augenblicke, da er, „mit Vergnügen, mein Herr!“ antwortete, seine Uhr heraus, und erklärte, er

habe keine Minute zu verlieren; und als die unwillkommne Zudringlichkeit es ihm unmöglich machte, den Nahmen zu verschweigen, so murmelte er sein: „das sind der Herr Graf Alban," so undeutlich hervor, daß die Damen diesen Namen unmöglich hätten verstehen können, wäre er ihnen nicht schon bekannt gewesen.

Des Grafen Kompliment gegen Rosa trieb alles Blut wieder in ihr Gesicht.

„Leben Sie wohl, Herr Doktor," sagte er ernst, „ich bin Ihnen verbunden; ich danke Ihnen der Kinder wegen."

Doktor Schröer verbeugte sich halb, und befahl dem Kutscher, fortzufahren.

„Um Vergebung," sagte er nach einem Stillschweigen von einigen Minuten, „haben Sie den Grafen Alban schon irgend zuvor gesehen?"

„Ich glaube, ja,“ antwortete Rosa mit ihrer gewöhnlichen Offenheit; „ich traf ihn einmahl auf dem Zeisigberge; er war mit einigen Herren dort, just zu einer Stunde, wo ich gewöhnlich ganz unbemerkt und ununterbrochen meinen Spaziergang dahin zu machen pflegte; er war meiner Meynung nach sehr unartig, so sehr, daß ich meinen gewöhnlichen Spaziergang einstellte; ich habe ihn seitdem aus meinem Fenster zwey- bis dreymahl gesehen, aber ich wußte nicht, daß er der Herr wäre, der sich um Cäcilien bewirbt.“

Der Doktor seufzte; er hatte zwar Rosen versichert, und glaubte es auch selbst, er sey ihr Liebhaber nicht mehr; doch der Schmerz, den er in diesem Augenblicke fühlte, war der Freundschaft so unähnlich, war so wenig mit ihr verwandt, als die Empfindung, die ihn antrieb, ihr zur Flußseite damahls nachzugehen.

Der Leser wird jetzt mit dem D. Schröer errathen, daß es nicht die schöne Cäcilie von der Falkenburg, die jedermann anbetete, sondern die bescheidene schlichte Rosa war, in die sich der Graf Alban verliebt hatte.

Eine Gesellschaft junger Herren, die zusammen auf dem Lande gespeist hatten, spazierten auf den Zeisigberg, von dem Rosa bis dahin geglaubt hatte, daß er von niemanden als von ihr, oder sonst noch von einem traurigen Einsiedler, ihr ähnlich, besucht würde; denn die Herren und Damen von feinem Tone finden gewöhnlich an der freyen offnen Natur keinen Geschmack.

Graf Alban sah ein Frauenzimmer am Fuß des Berges so in Gedanken herumgehen, daß es seine herumschwärmenden, ziemlich lauten Gefährten weder hörte noch sah; er lief hin, sie zu warnen; der Wind brachte in diesem Augenblick ihren schwarzen Schleyer in Unord-

nung, er ward durch ihr schönes Gesicht überrascht; ein Blick aus ihren blitzenden Angen fiel auf ihn; er war ganz bezaubert.

Rosa verneigte sich, wandte sich um, und nahm den nächsten Weg nach Hause. Graf Alban blieb an den Boden gewurzelt, bis sie ihm beynahe aus dem Gesichte war, dann ergriff ihn ein unwiderstehliches Verlangen, ein so anziehendes Gesicht noch einmahl zu sehen, er sprang ihr nach, und suchte ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen; er vergötterte sie hundert Mahl, und ersuchte sie, ihm zu erlauben, ihr seine Aufwartung in ihrer Wohnung, sie sey auch, wo sie wolle, machen zu dürfen. Rosa war beleidigt durch sein allzufreyes Betragen, und verlegen bey seiner Beharrlichkeit; ihre delikaten Gefühle hätten sie bald verlassen; sie erröthete jetzt höher vor Zorn, als erst vor Bescheidenheit bey seiner Annäherung; nachdem sie ihn zweymahl ersucht hatte, nicht weiter zudringlich zu seyn, würdigte sie ihn weiter keiner

Antwort mehr; doch der bezauberte Graf Alban folgte ihr bis zu dem Palais, wo die Majorin logirte, und kehrte dann erst wieder zu seinen Gefährten zurück, um von dem liebenswürdigsten Geschöpf auf der Welt, voll Entzücken und Bewunderung, zu erzählen.

Nachdem man herzlich auf seine Unkosten gelacht hatte, fragte man ihn, ob seine Göttinn nicht Trauerkleidung getragen hätte?

„Ja,“ antwortete er.

„Und sie folgten ihr bis an das Palais?“

Dieß bejahte er wieder.

„Nun so schämen Sie sich; haben Sie denn die schöne Cäcilie von der Falkenburg, das artigste Mädchen in Würtemberg, der schönen Majorswittwe älteste Tochter, noch nicht gesehn? Jedermann kennt die ja.“

Graf Alban gehörte nicht zu den Leuten, die ein Frauenzimmer um so mehr bewundern, weil jedermann es kennt. Doch das Gesicht des Mädchens machte auf seine Seele tiefen Eindruck, und er war den folgenden Tag zur nemlichen Stunde pünktlich wieder auf dem Zeisigberge, in der Hoffnung sie zu treffen; von dorther verfolgte er den Pfad, den sie genommen hatte.

Mißlaunig über seine fehlgeschlagene Hoffnung, schlich er um das Palais, und sah endlich die Gestalt, die vor seiner Seele schwebte, am Fenster sitzen, zu aufmerksam auf ihre Arbeit, um die Empfindungen, die sie einflößte, gewahr zu werden.

Graf Alban lebte jetzt fast auf dem Zeisigberge, denn dort allein konnte er die sehen, für die sein Herz so viel empfand.

Er sah sich genöthigt, seinen Aufenthalt in der Residenz abzukürzen, weil der Graf, dessen Erbe er war, verreiste, und er Achtung und Wohlstandes wegen ihn begleiten mußte; allein diese Entfernung konnte die liebenswürdige Erscheinung, die seine Seele eingenommen hatte, nicht verdrängen, und er kehrte, fest entschlossen, sich bey der Majorin einführen zu lassen, wieder zurück.

Der erste Anblick von Cäcilien bewies, daß irgendwo ein Irrthum und Mißverstand seyn müsse. Wahrscheinlicher Weise mußte er die Gedanken merken, welche die Majorin und ihre Tochter sich über den Zweck seines Besuchs machten, auch, wie begierig sie sich bemühten, die Eindrücke, welche, wie sie glauben konnten, in ihm entstanden waren, zu verstärken. Unter diesen Umständen gerieth er in Verlegenheit. Deswegen saß er in beständiger Erwartung, die eintreten zu sehen, für die allein er nur Sinn hatte.

Der Doktor forderte nachher eine Erklärung über seinen kurzen und zerstreuten Besuch von ihm; aber statt dessen fragte ihn der Graf: ob die Majorin nicht noch mehrere Töchter habe? ob sie schön wären? wenn und wo man sie zu sehen bekommen könne?

Der Doktor antwortete, es wären noch zwey jüngere Fräuleins da, von denen die eine, seiner Meinung nach, noch schöner, als die Aelteste, werden würde; und er hielte es daher für klug, daß die Majorin sie so lange zu verbergen suche, bis die Aelteste verheyrathet wäre.

Mit dieser Erklärung beruhigte sich Graf Alban. Seine fortgesetzten Besuche indeß schienen der Majorin zu gefallen; denn ob er gleich nicht geradezu den Liebhaber bey ihrer Tochter spielte, so bezeigte er ihr doch viel Aufmerksamkeit; so daß, obgleich die Sache nicht so schnell vorwärts ging, als sie wünschte, sie doch immer in gutem Gleise blieb.

Unterdessen waren die Zungen der Leute nicht müßig, und in den glänzenden Zirkeln schwatzte man von nichts, als von der großen Parthie der schönen Cäcilie von der Falkenburg.

Graf Alban ward von seinem ganzen Hause geliebt; seine Mutter war die Schwester des Grafen, dessen Erbe er war.

Unter denen, die sich bey dieser wichtigen Sache am meisten interessirt fanden, war ein gewisses Fräulein von Drößel. Stolz, wie eine, die sehr viel Tugend, und steif und behutsam, wie eine, die ziemlich wenig davon besitzt, war das Fräulein von Drößel die abgesagteste Feindinn des armen Frauenzimmers, die das Unglück hatte, einen schönen Mann zu bezaubern. Sie affektirte große Bildung, verzerrte den Menschen zur Karikatur, schrieb Epigramme ohne Witz, ungereimte Lieder, und Aufsätze ohne Menschenverstand; sie

schwatzte, wie ein Papagey, ging, wie eine Gans, und kleidete sich, wie ein Pfau. So war das Fräulein, das der artigen Cäcilie von der Falkenburg ihr Glück beneidete.

Fräulein von Drößel war wirklich jetzt in einer erbärmlichen Lage; denn ohne einen einzigen Reiz, ihre großen ausdruckslosen Augen ausgenommen, ohne Vermögen, Haus, Verbindungen, ohne Gefühl, Erziehung oder Gutmüthigkeit, hatte dieses arme Mädchen sich selbst wirklich schon zur Gräfin bestimmt.

Sie war durch einen Zufall bey einem Balle der jungen Gräfin Alban vorgestellt worden, die das Seitenstück zu ihrem Bruder war: helldenkend, schön, lebhaft und angenehm, und da sie einmahl Gräfin zu werden sich vorgesetzt hatte, so war für sie keine Bemühung zu kriechend, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen; durch angelegte Ränke erhielt sie endlich eine Einladung, die Gräfin Alban auf

dem Schlosse ihres Bruders zu besuchen, und nachdem sie einmahl so weit war, so war das Schloß selten der Ehre ihres Besuchs beraubt, so lange der Graf gegenwärtig war.

Wenn Graf Alban spazieren ging, so that Fräulein von Drößel das nehmliche; wenn er ausfuhr, so wußte sie immer den Weg, den er machen würde, und begegnete ihm gewiß. Sie kannte alle seine Bekanntschaften, und machte er einige neue, so wurden sie auch bald die ihrigen; sie borgte ihm Bücher, Pferde und Wagen ab; saß in seiner Loge im Schauspielhause; ging mit seinen Billetten ins Concert; nöthigte, ihn bey Assembleen mit ihr zu tanzen; saß in eben dem Bethstübchen in der Kirche, und nahm so vielen Antheil an allen seinen Handlungen, daß sie endlich sich und die Welt überredete, weil sie selbst immer davon sprach, man kenne die Person recht gut, der des Grafen Hand einst zu Theil werden würde. Da jedoch dem Grafen diese Lächerlichkeit nie zu

Ohren gekommen war, so konnte er jetzt auch nicht wissen, warum das Fräulein von Drößel unruhig war: er setzte ihre Freundschaftsbezeugungen mehr auf die Rechnung seiner Schwester, als auf seine eigne; und während er über die wenig liebenswürdigen Züge in ihrem Charakter, als über Narrheiten, die sich selbst den größten Schaden thun, lachen mußte, so wünschte er ihr Glück zu dem zarten Gefühle und dem guten Herzen, das sie, nach ihrer eignen Versicherung, besaß.

Graf Alban, der mehr Empfindung, als die meisten jungen Leute seines Standes besaß, hatte auch einige von ihren Schwächen an sich; er war, mit einem Worte, galant, und da er so lange mit dem Fräulein vertraut umgegangen war, so gab er sich die Mühe nicht, ihr etwas, um das sie ihn bat, abzuschlagen, und sah eben so wenig darauf, ob seine Einwilligung recht oder unrecht sey, so daß er nach unmerklichen Graden gewissermaßen sich von einem

Frauenzimmer, das er weder liebte noch hochachtete, beherrschen ließ.

Fräulein von Drößel war, wie man glauben kann, keine Freundinn von stillem Grame, denn sie ermüdete damit jedermann, der ihr die Gefälligkeit erwies, darauf zu hören. Es wäre sagte sie, das Entehrendste auf der Welt, für einen Mann von des Grafen Rang und Erwartungen, sich mit so einem albernen Dinge, das seiner so unwürdig sey, wegzuwerfen; doch da sie in der Wahl ihrer Ausdrücke immer so unglücklich war, um ihr eignes Interesse und ihre fehlgeschlagene Hoffnung zu verrathen, so erregte sie weder Theilnahme noch Mitleid. Im Gegentheile, da man zugab, daß Graf Alban, wenn er einmahl einen dummen Streich machen wollte, Recht daran thue, ihn noch so mit guter Art und scheinbarem Vorwande zu machen, so ward sie selbst von ihren besten Freundinnen über ihre verschwundenen Luftschlösser und Grafschaften aufgezogen; voll

Verwirrung und Aerger floh sie auf ihr Zimmer, und da sie zu aufgebracht war, um zu dem Grafen zu schicken, so war er auch zu beschäftigt, um nach ihr zu fragen.

Doch Graf Alban war in seiner Bewerbung nicht so glücklich, als sie glaubte; noch immer schaute er vom Zeisigberge um sich her, und besuchte das Palais, in der Hoffnung, einmal durch Zufall der Majorin jüngste Tochter zu sehen, denn eine davon mußte seine Geliebte seyn; doch da er endlich sah, daß man seine Besuche mißverstand, und daß er sich in Verlegenheiten verwickelte, so war er entschlossen, sich gegen den Doktor zu erklären. Grade jetzt begegnete er Rosa'n, wie wir schon erzählt haben, auf der Spazierfahrt.

Als D. Schröer in seine Wohnung zurückkam, fand er ein kurzes lakonisches Billet vom Grafen, worin er er ihn sogleich um eine Unterredung entweder auf einem bestimmten

Caffeehause, oder in seiner eignen Wohnung ersuchte. Der Doktor war nicht so eilfertig; er schlug für diesen Abend beydes aus, sagte aber, er würde kommenden Vormittag um neun Uhr zu Hause seyn, und begab sich sogleich in sein Schlafzimmer, um eine lange unruhige Nacht zu durchwachen.

Er sah jetzt alles im hellsten Lichte; er wußte, daß die Majorin über die mißlungene Erwartung rasen würde, was auch sehr natürlich und nicht zu verübeln war; Mutter und Tochter waren zu sehr bekannt; diese erwartete Parthie war wegen der Eitelkeit der Erstern, und der Schönheit der Letztern, die allgemeine Verhandlung der Gesellschaften geworden, und ein Zurücktreten war hier in den Augen der Welt die größte Beschimpfung; es mußte nothwendig den Stolz der Mutter kränken und das Herz der Tochter seines verstorbenen Freundes verwunden; und noch überdieß sollte es ihm das Mädchen, das er anbetete, von seiner noch hoffenden Seele reißen.

„Ja," sagte der Doktor zu sich selbst mit zitternder Lippe und Thränen in den Augen, „alles ist zwar ganz aus; mein wird — kann sie nicht seyn; aber soll ich, da ich versichert bin, daß sie den höchsten Rang zieren muß, meinen eignen selbstsüchtigen Wunsch dem Glücke und der Erhebung des Mädchens, das ich anbete, vorziehen? Nein, nein, ich war ihr Liebhaber, aber ich habe es geschworen, ihr Freund zu seyn."

Punkt 9 Uhr ward Graf Alban angemeldet; er trat mit einem sauern Gesichte herein; Zorn und Vorwurf vereinigten sich auf seiner Stirne.

Des Doktors Stirn war ebenfalls finster.

Graf Alban beschuldigte ihn der Falschheit, daß er ihn bey einem Mädchen, die, ihr Gesicht abgerechnet, ganz Alltagsgeschöpf wäre, eingeführt, und daß er ihn mit einer

falschen Beschreibung der Frankschen Familie hintergangen habe.

D. Schröer war friedfertig, freundlich, wohlwollend; er bemitleidete die Fehler des Leidenschaftlichen, und sympathisirte mit allen Gefühlen des menschlichen Herzens. Ruhig antwortete er: Beschuldigungen der Falschheit höre er jetzt zum ersten Mahle; er habe den Grafen nicht hintergangen; er hätte nach den Töchtern der Majorin gefragt; von diesen hätte er die Wahrheit gesprochen; das junge Frauenzimmer, das, wie er jetzt glaubte, der Beweggrund seiner Besuche wäre, sey keine Tochter von der Majorin von Frank.“

„Nicht ihre Tochter! Sie setzen mich in Erstaunen! Wie? eine Anverwandte also?“

„Nein.“

LB Coburg

„Nein! Was denn? O Doktor, ich bitte um ihre Verzeihung; haben Sie Geduld mit mir; ich bin unruhig; Sie werden errathen, was ich fragen wollte, und ich zittre, was Sie antworten werden; ich bewundre — ich — ich — ich schäme mich, es zu bekennen, da ich Sie noch so wenig kenne, — ich liebe sie; sie ist stets meiner Seele gegenwärtig, ganz so reitzend, wie ich sie sah, und so liebenswürdig, wie ich sie mir denke; aber mein Haus — Sie kennen es — ich muß seine Würde erhalten; doch sagen Sie mir aufrichtig, auf welchem Fuß steht dies Frauenzimmer mit der Frankschen Familie? Eine so schöne und gebildete Person kann doch unmöglich dienen?

Der Doktor verneinte dieß und fügte hinzu: daß, so liebenswürdig er sie sich auch denken möchte, er sein Leben, seine Ehre zum Pfande setzen wolle, sein Ideal würde die Wirklichkeit nicht übertreffen; denn, so reizend ihre Figur auch sey, ihre Schönheit sey glücklicher Weise

auch mit allen den schönen Eigenschaften geziert, die den weiblichen Charakter erst ganz vollkommen machen; ihre Figur, ihre Stimmung, ihr Betragen wäre zu gleicher Zeit anziehend und abstoßend, bescheiden und würdevoll; und die Wirkung hiervon wäre von der Art, daß selbst er, zu einer gewissen Zeit, es unmöglich gefunden hätte, den Gefühlen, die ihr ganzes Wesen einflößte, zu widerstehen, und daß es auf seiner Seite eben so natürlich gewesen wäre, ihr seine Hand anzubieten, als auf der ihrigen, sie auszuschlagen; doch habe sie dies auf eine Art gethan, die sie ihm noch theurer und interessanter gemacht habe."

Graf Alban war entzückt; guter, lieber Doktor, nannte er ihn, und seinen besten Freund; und dann folgten zwey Bitten, erstlich um Verzeihung für seinen Ungestüm, zweytens: ihn noch einmahl vorzustellen.

Der Doktor antwortete: was das erste beträfe, so hätte er sich gar nicht beleidigt gefunden,

weil er leicht begreifen könnte, wie eine Liebe zur Dem. Frank einen Mann von Gefühl außer sich bringen könne, doch —

Nein doch, lieber Schröder — Dem. Frank, sagten Sie? sie gehört also zu der Familie? Nun, wir verlieren die Zeit. Und Graf Alban stand ungeduldig auf.

Er setzte sich wieder, und hörte zu seinem größten Verdruß, daß nichts schwieriger seyn würde, als ihn bey diesem liebenswürdigen Mädchen, wie er verlangte, vorzustellen; die Majorin würde es nie verzeihen, wenn eine so vortheilhafte Parthie, von der schon so viel gesprochen worden wäre, wieder zurückgienge, und er befürchte, Cäcilien würde dadurch wirklich Unrecht und Beschimpfung zugefügt.

Graf Alban mußte ihm Recht geben, und bat um seinen Rath in einem so verwickelten Handel.

D. Schröer kam in Verlegenheit; jetzt überzeugt von des Grafen ernsthafter Liebe, fühlte er das Unrecht, das Cäcilien angethan würde, und bedauerte ihre Mutter; er bestand darauf, daß die äußerste Delikatesse hierbey beobachtet werden müsse, und versprach dem Grafen, Abends in das Hotel zu kommen, um weitere Maaßregeln zu nehmen; dann schieden sie von einander, der Doktor zu seinen Patienten, und Graf Alban mit leichtem Herzen auf den Zeisigberg, um seine Augen an seinem Abgott zu weiden.

Wir haben schon obenhin einiger Pakete erwähnt, die auf der Falkenburg zurückgeblieben waren, nachdem der Major seine Geisteskräfte verloren hatte, und daß diese, aus Sorgfalt für den armen Mann, von dem D. Schröer in des Majors Schreibpult eingeschlossen wurden.

Des Doktors Geist war damahls von den neuen und angenehmen Gefühlen, die Liebe und Hoffnung einflößen, zu sehr eingenommen, um immer so vernunftmäßig zu handeln, wie es ihm eigen war; er wußte, wie nothwendig es war, die Seele seines sterbenden Freundes ruhig zu erhalten, und vergaß keine einzige Vorsicht; aber was Weltgeschäfte und Geldaffairen betraf, für die hatte er damahls weder Kopf noch Herz; und da er hörte, Rosa solle mit nach der Stadt gehen, so war es kein Wunder, daß Schreibtafel, Briefe, und Alles, was er nicht vor Augen sah, gänzlich aus seinem Kopfe verschwunden waren.

Des Majors Angelegenheiten, so weit es damahls sie zu untersuchen nothwendig war, lagen in einem kleinen Bezirk; seine baaren Gelder lagen in der Wiener Bank, und die Executoren waren stillschweigend darin übereingekommen, ihre Untersuchungen auf der Falkenburg aufzuschieben, bis die Majorin wieder dahin

zurückkehrte, weil sie nicht erwarteten, daß sie die Stadt zu ihrem beständigen Aufenthalt machen würde.

Herr Roth, der sehr eilfertig war, seine Ehepakten mit der Wittwe eher, als Graf Alban mit ihrer Tochter, zu Stande zu bringen, erinnerte den D. Schröer an jenes Geschäft, und that den Vorschlag, eine Reise auf einige Tage zu machen, um den Pflichten der Executorschaft Gnüge zu leisten.

Dieß war unter den gegenwärtigen Umständen für Herrn Roth, dessen Geschäfte seine Abwesenheit leicht erlauben konnten, ein sehr wichtiger Gegenstand: aber D. Schröers Gegenwart war damahls vielen Patienten sehr wichtig, die so für seine Geschicklichkeit eingenommen waren, daß sie keinen an seine Stelle setzen wollten; er gab daher seinem Kollegen die gehörige Vollmacht, der nach vielen, der Majorin vorgeschwatzten zärtlichen Sachen, vor

feurigen Umarmungen begleitet, welches beydes gute Wirkung that, abreiste, um eine schickliche Inventur anzustellen, und die Angelegenheiten auf der Falkenburg zu Stande zu bringen; jedoch nicht ohne vorhergegangne Erinnerung an den Doktor, ihm den Schlüssel zu dem Büreau zu geben, wo er die oben erwähnten Pakete aufgehoben hätte.

Abends traf D. Schröer, voll des Bewußtseyns recht zu handeln, den Grafen, der diesen Tag nicht in das Palais gekommen war.

D. Schröer gab ihm den Rath, nächsten Morgen dorthin zu gehen, und die Stadt gleich nachher zu verlassen.

„Wie? Doktor! ohne die Angebetete meines Herzens zu sehen und zu sprechen? Unmöglich!“

Der Doktor bestand darauf, er habe Recht, und erklärte, wenn er nicht jeden Punkt seiner Vorschrift befolgte, so wolle er weiter keinen Theil an dem Handel nehmen.

„Nach einer Unterredung,“ erwiederte der Liebhaber, „sollen Sie mit mir machen, was Sie wollen.“

Der Doktor stand auf, und ergriff seinen Hut.

Graf Alban besänftigte ihn, und der Doktor fuhr fort: „Sie müssen für jetzt die Residenz verlassen; Ihre Abwesenheit bey den bevorstehenden Geburtstagsfeyerlichkeiten der Fürstin wird Verdacht erregen; ich weiß, Cäcilie wird nicht vor Gram sterben; aber sie muß die Ehre haben, Ihnen den Korb zu geben; und ich werde mit Hülfe ihres unverbesserlichen Stolzes es bey der Mutter dahin bringen, diese Anmaßung zu begünstigen; wenn wir

nach und nach ruhig geworden sind, dann können Sie wiederkommen.

Graf Alban war damit zufrieden, doch unter der Bedingung, seine Schöne noch einmahl zu sehen, ehe er die Stadt verließe.

Dieser Punkt war für die geheimen Gefühle des Doktors mehr unangenehm, als schwer zu realisiren, da seine Schwester bereits Rosa's Versprechen, sie mit Emma und Minna zu besuchen, erhalten hatte. Doch ungeachtet des geheimen Schmerzes, den es ihn kostete, beruhigte er sich durch die Hoffnung, seine Lieblingin als Gräfin zu sehen, und beschloß, so viel in seinen Kräften stehe, zu ihrer Standeserhöhung beyzutragen. Nach einem Augenblick Ueberlegung bestellte er den Grafen, den nächsten Abend wie von Ungefähr zu ihm zu kommen, da er ihm dann versprach, ihm eine Unterredung mit seiner Göttin zu verschaffen.

D. Schröers Schwester ward also den folgenden Tag abgeschickt, um sich für die Erfüllung von Rosa's Versprechen zu verwenden, und sie nebst den Mädchen nochmals einzuladen.

Da die Majorin zur Assemblee gefahren war, so konnte Rosa nichts dawider einwenden, und des Doktors Schwester kehrte mit der Nachricht eines glücklichen Erfolgs zu ihrem Bruder zurück.

Es war jetzt das erste Mahl, daß Rosa in Wirtemberg eine Visite abstattete, (die auf der Flußseite abgerechnet) und sie brachte daher länger als gewöhnlich an ihrer Toilette zu; doch ihr Anzug war ganz schlicht, obgleich nett und reinlich; ihr schönes braunes Haar, ohne alle Zierrath, ward durch ihr schneeweißes Kleid erhöhet, so wie ihre feine Gesichtsfarbe durch die Ohrringe und das Halsband von schwarzem Achat, die sie vom Obristen erhalten hatte.

Als Graf Alban angemeldet ward, erröthete sie bey diesem zweyten zufälligen Zusammentreffen, und ihre Schönheit ward durch ihre glühende Wange erhöhet.

Der Liebhaber konnte sein Entzücken nur mit Mühe zurückhalten; er sah seine Geliebte schöner, vollkommner und reitzender vor sich, als je seine Einbildungskraft sie ihm gemahlt hatte.

D. Schröers Schwester gab Rosa'n immer Gelegenheit an die Hand, ihre Geistesfähigkeiten an den Tag zu legen; ihre Unterhaltung war unbefangen, gefällig und bezaubernd.

Nach zwey angenehm verfloßnen Stunden erinnerte Rosa ihre Gefährtinnen an die Zeit, und stand auf zum Fortgehen.

Graf Alban, der ganz Auge, ganz Ohr und Gefühl, jede Gelegenheit ergriffen hatte,

dem Doktor durch Mienen zu danken, und seine freudevolle Hoffnung auszudrücken, mußte jetzt mit Gewalt den Zwang, den ihr Fortgehen ihm kostete, unterdrücken, ohne eine von den vielen Gelegenheiten gebrauchen zu dürfen, sie noch aufzuhalten, und sie wenigstens die Treppe hinunter zu begleiten.

Da die Majorin diesen Abend wider ihre Gewohnheit vor dem Abendessen nach Hause gekommen war, so wunderte sie sich und nahm es nicht wenig übel, daß Rosa sich ohne ihre Erlaubniß, und ohne Cäciliens Putz an einem Kleide zu vollenden, unterstanden hatte, auszugehen; aber wie wuchs ihr Erstaunen und zugleich ihr Unwille, als Rosa mit der ihr eignen unbefangnen Art erzählte, wo sie gewesen, wie sie eingeladen worden sey, und wen sie gesehn habe, und als sie noch hinzu setzte, sie müsse gestehen, daß Graf Alban, so wünschenswerth er auch des Ranges und Vermögens wegen für Fräulein Cäcilien wäre,

doch nach seiner Figur, seinem Benehmen und Verstande für sie nicht passe.

Die Majorin war vor Zorn außer Athem, und ward bald blaß, bald roth; sie war durch die unverantwortliche Aufführung des Grafen schon so lange in Ungewißheit erhalten worden; er hatte sich zwey ganzer Tage nicht sehen lassen, und daß er seinen Vorsatz, die Residenz zu verlassen, grade jetzt ankündigte, ohne vorher die so ängstlich gehoffte Erklärung zu thun, die so schon übermäßig lange aufgeschoben worden war, ohne die Zeit seiner Rückkehr anzugeben, und ohne Abrede wegen eines zärtlichen Briefwechsels zu nehmen, dieß alles zusammen waren Umstände, die ihr wunderbar vorkamen, und nicht gefallen konnten; sie verwundeten ihren Stolz, vereitelten ihre Hoffnung, und machten sie so für Gesellschaft untauglich, daß sie unter dem Vorwand von Kopfschmerzen ihre Freundinnen verließ, und in einer Stimmung nach Hause kam, die wahrscheinlich durch die

Erzählung der unbefangnen Rosa nicht verbessert ward.

Sie ärgerte sich, daß Graf Alban Rosa'n gesehn hatte, denn daß diese an Geist und Körper gebildet war, konnte selbst die Majorin bey sich nicht läugnen, und nun fiel ihr ganzer Zorn auf das unschuldige Mädchen. Rosa's Versuche, ihren Zorn zu besänftigen, indem sie der Dem. Schröer verbindliche Einladung anführte, waren nur Oel ins Feuer gegossen. Sie nannte sie ein müßiges, undankbares, stolzes, naseweises, verschlagenes, niederträchtiges Geschöpf; fragte, wie sie es wagen könne, die ihr aufgegebene Arbeit zu vernachlässigen, oder das Haus ohne ihre Erlaubniß zu verlassen? Sie dächte, D. Schröer sollte verständiger seyn, da er doch alt genug wäre, als anderer Leute Dienstboten zu veranlassen, ihre Geschäfte zu vernachlässigen.

„Dienstboten!" wiederhohlte Rosa.

„Ja, ja, Dienstboten; was sind Sie sonst, Mamsell? Aber wahrscheinlicher Weise hat Graf Alban Sie in seiner Haushaltung zu etwas Höherm bestimmt! Er ist nicht der erste, der gleich vor der Heyrath sich auch nach einer Maitresse umsieht.“

Das Anpochen eines Bedienten, das Cäciliens Rückkehr von einer Lustparthie ankündigte, that jetzt dem Strome von der Majorin Schmähungen Einhalt; Rosa war außer sich und entfernte sich.

Cäcilie hatte einige neue Bekanntschaften gemacht, über die ihre Mutter nicht zufrieden war, weil sie nicht immer sie in ihre Einladungskarten mit einschlossen, und in ihrer jetzigen üblen Laune war es sehr natürlich, daß sich ihr jeder unangenehme Umstand wieder aufdrängte. Es war jetzt bald zwölf Uhr, und sie fragte Cäcilien verdrüßlich, wo sie gewesen, und warum sie so lange geblieben wäre?

Cäciliens Antwort vermehrte die üble Laune der Majorin; da sie ziemlich unbescheiden erwiederte: Nun, was hat es denn zu bedeuten?

Die Majorin war jetzt so aufgebracht, daß sie die erste Veranlassung ihres Unwillens darüber vergaß, und ihrer Tochter eine derbe Vorlesung über Gehorsam, Hochachtung und Aufmerksamkeit hielt, die ein so begünstigtes Kind einer so gütigen Mutter schuldig wäre; doch Cäcilie wartete das Ende derselben nicht ab, sondern lief auf ihr Zimmer, ehe ihre Mutter den Vorfall dieses Abends erwähnt hatte, verschloß ihre Thüre, und öffnete sie auch nicht wieder, so sehr auch ihre Mutter sie um ihrer selbst willen bat, sie nur noch auf fünf Minuten anzuhören.

Rosa, die Niemanden hatte, der sie tröstete und beruhigte, saß an ihrem einsamen Fenster, die Augen auf die Spitze des Zeisigberges gerichtet, auf dem die Strahlen des Mondes

lagen, und überdachte viele vergangene Begebenheiten, und brachte Plane wegen ihres künftigen Benehmens in Ordnung.

Zuvor war es ihr nicht eingefallen, daß ihre enge Verwahrung ein überdachter Plan wäre; allein viele Ausdrücke, die der Majorin, mit Schimpfreden begleitet, entwischt waren, enthüllten ihr nicht blos dieses, sondern auch noch mehr Geheimnißvolles. Eingesperrt zu werden, wie sie war, um für das Vergnügen der Majorin und ihrer Tochter zu arbeiten; ihre gewöhnlichen Kleider in ihrem Dienste abzutragen; alle ihre Festkleider durch Abborgen untauglich machen zu sehen; ihre Börse auf die nehmliche Art auszuleeren; sich in den schönsten Lebenstagen als Gefangene ansehen zu müssen; sich weder Dank noch Achtung, ja nicht einmahl den Anschein von Liebe für alle diese Aufopferungen zu erwerben, dieß waren Betrachtungen, die Unwillen erweckten und rechtfertigten, und sie beschloß eine so peinliche, demüthigende

und nachtheilige Lage zu verlassen, die Folge davon möge seyn, welche es wolle; gesetzt auch, daß sie dieser Schritt mit dem Tadel des Undanks vor der Welt beladen sollte, womit schon die Majorin sie so freygebig überhäuft hatte.

Auf das Legat wollte sie keine Ansprüche machen; doch glaubte sie, es sich selbst schuldig zu seyn, die kleinen Geldsummen, welche die Majorin ihr von Zeit zu Zeit abgeborgt und die sie für sie ausgelegt hatte, einzufordern; sie machte also einen Auszug dieser Schulden aus ihrem Tagebuche, schlug ein Couvert drüber, und gab es den folgenden Morgen dem Kammermädchen der Majorin, es der gnädigen Frau beym Aufstehen zu geben.

Die gnäd'ge Frau, sagte das Mädchen, sey schon aufgestanden, und in einer Postchaise ausgefahren; der einzige sonderbare Umstand hierbey sey, daß Cäcilie nicht dabey wäre, und daß diese in ihrem Zimmer gefrühstückt

habe, wo sie noch ganz allein und sehr mißmuthig sitze.

Rosa's Entschluß war durch ihre nächtlichen Ueberlegungen nicht geschwächt worden; im Gegentheile fielen ihr so viele Proben von Arglist, Unfreundlichkeit und Unterdrückung wieder ein, daß ihr Entschluß immer fester ward, und sie packte und legte ihre Kleider mit solcher Freudigkeit zur Abreise zurecht, daß nur der heftigste Unwille sie dazu stimmen konnte.

Die Majorin kam erst spät, das heißt, früh nach Hause, denn der Tag wollte anbrechen, als die Chaise durchs Thor des Palais fuhr.

Zu Mittage, als sie aufstand, überreichte ihr das Kammermädchen Rosa's Brief; sie übersah ihn obenhin, aber da sie, um Cäcilien zu beruhigen, mit ihr auf ein Diner fahren wollte, und Abends den König Lear und noch

ähnliche wichtige Dinge im Kopfe hatte, so konnte sie sich mit solchen Kleinigkeiten, wie Schuldenbezahlen, nicht abgeben; auch hatte sie keine Stunde übrig, den D. Schröer zu sprechen, der durch ein Billet sie in einer wichtigen Sache zu sprechen verlangte.

Herr Roth kam diesen Abend wieder zurück, und dieß war ein wichtiger Umstand für Rosa, denn er brachte ihr einen Brief mit von einer Person, die ihr Herz schon als verloren beklagt hatte, von ihrer Gespielin, Eleonore Blumenthal. Zu eben der Zeit übergab ihr der Majorin Kammermädchen ein versiegeltes Papier von ihrer Herrschaft, aber, hätte auch Rosa gewiß gewußt, daß es eine Banknote für ihre Schulden, die sie jetzt sehr nöthig brauchen konnte, enthielte, so würde sie es doch jetzt nicht zuerst erbrochen haben. Sie küßte das wohlbekannte Siegel ihrer Jugendfreundinn, brach es auf, und fing an zu lesen; doch der Inhalt der ersten Zeilen nöthigte sie, sich auf

ihr Zimmer zu entfernen, und wir versprechen uns, die Leser werden ihr Erstaunen mit ihr theilen.

„Liebste Rosa,

Du würdest ungerecht seyn, wenn du glaubtest, daß deine Leonore aufgehört habe, dich zu lieben. Ob ich dir gleich lange Zeit nicht schrieb, so dachte ich doch jeden Augenblick an dich. Mir sind sehr wunderbare Dinge begegnet, die ich keine Geduld besitze niederzuschreiben; aber ich werde es dein Hannchen für mich thun lassen, die jetzt meine Bediente ist, und du wirst mir verzeihen. Der alte Rabe ist, wie ich sonst geglaubt habe, nicht mein Onkel, noch Mad. Blumenthal meine Tante. Man hat mich auf ein schönes Schloß genommeu, wo ich mich nie ruhig fühle; aber ich kann dir hierüber nichts weiter schreiben; zwey Geheimnisse, die ich Hannchen nicht anvertrauen kann, sind Alles, woran ich denke. Hier hast du das erste: Der arme Willhelm ist jetzt nicht mehr mein

Vetter oder Bruder, aber ich fühle es, ich bemitleide und liebe ihn so sehr, als ob er beydes wäre. Hier hat mich eine Dame zu sich genommen, die zu jedermann sagt, ich wäre ihre Niece, aber in geheim weint sie, umarmt mich, und nennt mich die Ihrige, so daß ich nicht umhin kann, zu glauben, ich sey wirklich ihre Tochter; und dieß ist das erste Geheimniß. Diese Dame ist die nehmliche, die du und ich, oder ich wenigstens, den Abend, ehe du die Stadt verließest, unsern alten Major umarmen sah; und das Andenken an diesen Auftritt tritt immer vor meine Seele, wenn sie — und dies thut sie so gut, als Gouvernante Müller — über Tugend und Ehre spricht; jener Umstand setzt sie in meiner Achtung so herunter, daß ich immer fürchte, ich lasse ihr etwas davon merken. Auch darf ich, ob sie gleich sehr nachsichtig ist, dich nicht erwähnen, aus Furcht, es möchte zu einer Entdeckung führen; denn es muß etwas Entsetzliches für eine Mutter seyn, wenn sie merkt, daß ihr Kind um ihre Verge-

hungen weiß, und, dir die Wahrheit zu gestehen, wenn sie nicht täglich hundertmahl meinen Vater beweinte, der, wie sie immer sagt, schon lange todt ist, so würde ich glauben, dein häßlicher alter Major wäre es; wenn ich indeß, wie ich vermuthe, ihre Tochter und nicht ihre Niece bin, so muß ich für sie das seyn, was ich, wie jedermann sagte, für Mad. Blumenthal war; denn sie hat eben erst ihren Gemahl begraben, der ein Graf war. Dieß alles ist sehr wundersam, aber es ist dennoch alles wörtlich wahr.

Und jetzt, Rosa, liebe Rosa, komme ich zu dem zweyten Geheimniß, das du, wie ich hoffe, weder Freund noch Feind entdecken wirst; ich darf dir zwar über das, was ich weiß, keine Warnung geben, aber ich erröthe wirklich, es zu sagen. O meine Gute, was hilft es, eine Menge Bedienten zu haben, mehr als man beschäftigen kann, oder in prunkvollen Zimmern zu wohnen, oder in Kutschen zu fahren, die mit Wappen verziert sind? Hier kann

man nichts anrühren, worauf nicht ein Wappen stände; doch man mag von Kronen sprechen, so viel man will, ich bin versichert, sie sind nicht reizend; sie heilen keinen Kopfschmerz. Freylich ist dies nicht mein Geheimniß, aber es ist doch nahe damit verwandt. O Rosa, wenn du bey mir wärest, du würdest mir nicht blos sagen, was ich selbst für recht erkenne, sondern du würdest mich durch dein Beyspiel so aufmuntern, und durch deine Güte so beherrschen, daß ich im Stande seyn würde, das, was ich für recht erkenne, auch auszuüben. Höre mich an, und vergieb mir: Der arme Willhelm Rabe, der immer von dem alten Doktor geschlagen ward, du weißt alles, wie sein Onkel ihn zu sich nahm, und was er für ein guter Junge war. Da ich nun sah, nachdem du fort warest, daß der alte unnatürliche Vater sich nicht bekümmerte, was aus dem armen Willhelm würde, so überredete ich ihn, seinem Onkel zu entlaufen, und gab ihm mein ganzes erspartes Geld, daß er die Schule besuchen konnte. Wenn er dann nach Eschenfeld kam,

so sah ich gewöhnlich seine Schreibbücher, und du kannst nicht glauben, wie gut er lernte, und das freute mich außerordentlich. Nun, Rosa, dieß ist vorbey, und also unnöthig zu wiederhohlen; aber dann kommt in einem prächtigen Wagen eine Dame zu Raben, die nehmliche, bey der ich jetzt wohne; ein sehr unwillkommner Besuch für den Doktor; denn von ihr hatte er, ich weiß nicht, wie viele Tausende für mich erhalten, und die hatte er selbst genommen, und dafür Häuser gebaut, und Equipagen gekauft; und das war schändlich; denn meine Gräfin sagt, die Interesse wäre hinlänglich gewesen, mich und sein Haus zugleich mit zu erhalten, und wenn sie eher gestorben wäre, als ihr Gemahl, so wäre ich eben so arm gewesen, als der arme Willhelm. Wenn er nur noch für seinen Sohn gesorgt und ihn anständig erzogen hätte, so wäre es noch zu verzeihen gewesen! Jetzt, meine gute liebe Rosa, hatte ich nicht Zeit, an Willhelmen zu schreiben, und war wirklich so bestürzt, daß ich nicht daran dachte. Die Dame

sagte sehr viel zu Raben, der wie ein Geist aussah, und nahm mich mit in ein sehr schönes Haus. Im ersten Augenblicke, als ich die Dame sah, kannte ich sie, doch da ich glaubte, sie käme, um deinetwegen etwas zu sagen, so sprach ich nicht; und da ich sah, wie die Sache stand, wagte ich es nicht. Ach, Rosa, du bist glücklich, — du kannst dir nicht halb vorstellen, was ich fühle. Ich verweinte mir wirklich alle Farbe, und die Dame erlaubte mir darum, in dem Garten am Hause spazieren zu gehen.

Schon mehreremale hatte ich einen zerlumpten Tagelöhner, mit einem heruntergeschlagenen Hute, gesehen, der sehr oft zu unserm Hause hinaufblickte; doch schöpfte ich dabey keinen Verdacht; als ich aber in den Garten spazierte, und zwey Lakayen meinetwegen an der Thüre stehen blieben, sah ich den nämlichen jungen Mann, und ward gewahr, da ich näher kam, daß es Millhelm Rabe war. Ich war einer Ohnmacht nahe; Hannchen war mit

meiner Erlaubniß weggegangen, um sich etwas zu kaufen, und kein Mensch sah uns, so daß ich nicht wieder aufhören konnte, mit ihm zu sprechen; er weinte sehr, und sagte: er hätte keinen Menschen als mich, der es gut mit ihm meynte; und wir weinten beyde, und da ich zufälliger Weise auf meine Uhr blickte, bemerkte ich, daß wir über drey Stunden mit einander geplaudert hatten; das größte Unglück dabey war, daß die Gräfin durchs Fenster sah und mein langes Gespräch mit dem Armen beobachtete. Sie sagte mir, als ich zurückkam, viel und ich glaube, viel gutes darüber, was ich meinem hohen Stande schuldig wäre; aber mein Herz war zerrissen und ist es seitdem immer; doch das Schlimmste kommt noch; denn wir reisten aus der Stadt nach Pyrmont, da sah ich den armen Willhelm zwey bis dreymahl, dann reisten wir wieder sehr weit, bis wir hierher kamen; und als wir den ersten Tag im großen Saale speisten, — denn die Gräfinn, die an Geist und Körper kränklich ist, speiste eine Wo-

che lang in ihrem Tollettenzimmer, —' war die erste Person, die ich unter den Bedienten sah, der arme Willhelm in einer neuen Livree, und du kannst nicht glauben, wie gut er aussah. Ich nahm meine ganze Fassung zusammen, um mich nicht zu verrathen, aber ich fühlte, daß mein Gesicht brannte. Hannchen kommt zum Glück nie in die Bedientenstube, deswegen hat sie ihn noch nicht gesehen; doch ich fürchte mich so vor einer Entdeckung, und bin so in Verwirrung, daß ich den armen Willhelm nicht anblicken darf, wenn ich seine Augen, wie die meinigen, oft roth vom Weinen sehe, und daß ich weder essen noch schlafen kann. Du siehst, meine gute liebe Rosa, wie übel ich dran bin. In der That, es sieht stolz und undankbar aus, mit einem armen Jungen, der mein Gespiele war, und von seinem verhaßten Vater so schlecht behandelt ward, nicht zu reden, aber auf der andern Seite würde es auch schlecht seyn, der Dame, die so liebreich gegen mich ist, einen Schandfleck zu machen. Ach Rosa, wenn du

hier wärest, du würdest mir die Mittelstraße zeigen, die ich nothwendig gehen muß. Meine Seele war so unruhig, als ich in Hamburg war; ich konnte dir nicht schreiben, und seit wir die Stadt verließen, befürchtete ich, deine Addresse möchte gesehen werden; denn die Gräfin darf nicht Alles wissen, was wir wissen, aber Hannchen Braun besucht bisweilen die Gouvernante bey einem benachbarten Edelmann, und wird diesen Brief von dortaus verschicken.

Die arme Braunin, ist nach ihrer alten Art, ganz voller Unsinn; ich habe ihr befohlen, dir alle Umstände zu schreiben, die ich dir selbst nicht erzählen kann; denn, dir die Wahrheit zu sagen, ob ich gleich den D. Rabe hasse und Mad. Blumenthal nicht liebe, so wünsche ich doch nichts so sehr, als dich zu sehen, und wieder nach Eschenfeld zurückzukehren. Nur da und in deiner Gesellschaft kann meine kranke Seele genesen. Leb wohl, gute Rosa! Schreib ja bald an mich, und liebe stets deine arme, unglückliche Eleonore.“

Bey diesem Briefe war folgender von Hannchen Braun.*)

„Meine liebe Mamsell Rosa!

aber ich glaube, Sie sind jetzt Madam Rosa, denn ich hörte, Ihr Herr wäre todt, und sie wären bey seiner Gemahlinn und Tochter; die arme Mamsell Leonore weint immer recht sehr. Uns gefällts hier auf diesem großen Schlosse gar nicht, denn ich fürchte mich bey Nacht zu Tode, ob es gleich am Tage hübsch genug ist; und wir haben eine abscheulich schöne Aussicht aus des Verwalters Stubenfenster über den ganzen Park und die Allee, ganz herum bis aufs Herrenhaus; denn Sie müssen wissen, wir sollen aufs Herrenhaus ziehen, welches die kleine Burg genennet wird, weil der Schwiegersohn der Gräfin das große Schloß ganz für sich haben muß.

---

*) Wir bitten unsre Leser, sich diesen Brief so unorthographisch, als möglich, zu denken.

Die arme Mamsell Lenore weint den ganzen Tag um Eschenfeld, und gewiß dort ist ein Paradies, aber auch dort kamen ins Paradies Neid und Verläumdung und schlechte Leute, die mich um alles brachten, da ich so unschuldig, wie ein neugebornes Kind, war, und hatte ein zu weiches Herz, that jedermann alles zu Gefallen; ich wusch sogar ein armes Bettlermädchen, wie sie wissen, Madam Rosa, und mein armer Johann Braun, Gott weiß, ich liebte ihn, und ich werde nicht länger warten als sieben Jahre, denn alsdann, wie unser Haushofmeister sagt, kann ich heyrathen, und so, wills Gott! werde ich auch thun, wenn der rechte Mann kommt, wie unser Haushofmeister sagt; die arme Lenore, sie kann nicht, wie ich, lachen, denn ich habe meine Gesichtsfarbe wieder gekriegt, so roth wie eine Rose. Eines Tages kam eine Kutsche mit vieren nach Eschenfeld, da ich wieder kurirt war und Mamsel Leonore mich zu sich genommen hatte, und da verlangte eine Dame, die auch sehr schön

war, unsern Doktor zu sprechen Gott verzeih mir, ich mußte lachen, als ich ihn aus seinem Zimmer hinter der Dame herkommen sah, so ein erbärmliches Gesicht machte er, doch wir wußten weiter nichts; nun weinte die Dame herzlich und sah Mamsell Lenoren an, so zärtlich, als wenn sie ihr Kind wäre; der alte Doktor zitterte und bebte. Die Dame weinte wieder, und küßte Mamsell Lenoren, und sagte, sie wäre ihres Bruders Kind, ihre Mutter wäre im Wochenbette gestorben, und ihren Vater hätten die Wilden getödtet; wahrhaftig ich horchte, um so viel als möglich von Madame zu hören; aber gewiß, wenn der alte Rabe alle Federn verlieren sollte, die nicht sein eigen sind, so glaube ich, er würde nakt genug seyn, und nicht solche Bedienten halten, die wieder ein Haus haben; die Dame war erstaunend böse über den Doktor, und da schluchzte er, der arme Kerl, und Madame Blumenthal behauptete, sie wisse nichts von der Sache. Hernach packten wir alle unsre Sachen zusammen

und sprangen in die Kutsche mit vieren, und all die Lakeyen beugten sich respecktvoll vor uns; ich muß sagen, was sie thaten und thun, denn ob mir gleich Mamsell Lenore verboten hat, etwas aus vorigen Zeiten zu erwähnen, so konnte es doch nichts schaden, ihnen wissen zu lassen, daß ich selbst Haushälterin gewesen bin, und daß Doktor Rabe die Madame betrogen hat, das hat weiter nichts zu sagen, denn das thut er ja alle Tage. Unsre Bedienten sind sehr honette Leute, und ein Diestbote muß den andern lieben, wie sie wissen; so waren wir in Hamburg, dann reisten wir nach Pyrmont, Madame und die Mamsell in der Kutsche und wir Domestiken in einer Postchaise hinterher und noch ein Zug von Bedienten, alle schwarz wie ein Leichenzug; und das ist die ganze Geschichte, wie sie mir Mamsell Lenore Ihnen zu schreiben befohlen hat, jetzt nichts weiter; ich bin bis in Tod

Johanne Braunin.

N. S. Wenn Sie Mamsell Lenoren antworten, so erwähnen Sie nur nichts, daß ich irgend etwas gesagt habe, als daß sie wieder auf dem Schlosse ist.

P. S. Ich vergaß es, der Lakay Willhelm Rabe wird sicher endlich auf den Bau kommen, denn ich sah ihn wahrhaftig in Pyrmont liederlich herumstreichen, ich glaube es, da sein Onkel ihn zum Hause hinaus geworfen hat, und sein Vater vorher auch; und Mad. Blumenthal sagte es wohl, daß er einmal gehängt werden könnte."

Nach Durchlesung dieser beyden Briefe war die Majorin und Wirtemberg in Rosa's Kopfe so gänzlich verschwunden, als ob sie gar nicht existirten. „Ach, sagte Rosa, bey sich selbst, das war gewiß Eleonorens guter Genius, der mich erinnerte, diesen Ort zu verlassen; ja, ich will meine Rückkehr sogleich festsetzen, meine arme Eleonore bedarf meines

Rathes und Trostes; der Himmel schenke mir Kraft, ihr beydes schenken zu können.“

Da ihr dann der Majorin Schuld, ihre eigne leere Börse, und noch einige andere Umstände einfielen, so öffnete sie den Brief, den der Majorin Kammermädchen überbracht hatte; es war ein bloßes Couvert und enthielt wichtige Dinge.

Der erste Einschluß war eine Rechnung für Tisch und Logis, von Rosa's erster Ankunft auf Falkenburg an, bis zu des Majors Tode, mit einer Advokatenhand geschrieben, nebst den Unkosten der Reise von Hamburg und für den Wagen mit ihren Sachen bis zur Falkenburg; hierzu kamen noch die Kosten ihres Wagens bis Stuttgard; unterschrieben mit dem Namen der Exekutoren. Zweytens noch eine Rechnung für Tisch, Logis und alle Unkosten von des Majors Tode an, bis auf den gegenwärtigen Tag, so daß Rosa eine große Schuldnerin ihrer Gläu-

digerin ward; unterschrieben von der Majorin.

Rosa ließ die Papiere fallen, und saß unbeweglich da; doch nach einiger Zeit erst, da sie die Rechnungen zehnmahl überlesen hatte, sah sie ihre traurige Lage ganz ein. Wie erstaunte sie nicht erst, als sie ihren Nahmen, den sie seit so vielen Jahren geführt hatte, statt Dem. oder Fräulein Rosa Frank, bey nochmahliger Durchlesung der Rechnungen, Rosine Werner geschrieben sah.

Der Major hatte ihr doch oft erklärt, warum er ihre wahre Herkunft so sorgfältig verberge, weil er nemlich die kleine Seele seiner Frau, und das Vorurtheil seines Landes zu gut kenne; daher war ihr diese Entdeckung unbegreiflich; sie kränkte sich und erstaunte darüber, wie ihr wahrer Name, mit dessen Entdeckung auch die schimpflichen Anekdoten ihrer Geschichte zusammenhiengen, solchen Leuten bekannt geworden

wäre, denen es nicht an bösem Willen fehlte, sie zu kränken und zu demüthigen, so sehr sie konnten.

Hatten sie Eleonorens Brief geöffnet? Sie sah nach dem Couverte, allein sie erinnerte sich, daß sie in der ersten Freude es in dem andern Zimmer hatte fallen lassen; — sie überlas den Brief noch einmahl, er enthielt keine Sylbe, die zu einer Entdeckung ihres Herkommens führen konnte; auch Hannchens häßliches Geschmiere konnte nichts verrathen.

Die Schulden, die sie gemacht haben sollte, fielen ihr immer mehr auf, so oft sie sie las — sie war in D. Schröers Wagen von der Falkenburg nach Stuttgardt gefahren — doch war ihr hier das Fuhrlohn angeschlagen — war das möglich? konnte D. Schröer an einer so niederträchtigen Handlung Theil nehmen? Er, der blos von Wahrheitsliebe und Edelmuth sprach? Doch sein Nahme war ja bey der ersten Rech-

nung unterschrieben. Und wer konnte es wagen, sich seines Nahmens zu bedienen, bey einer Sache, die er nicht billigen würde?

Schwindelnd vor Muthmaßungen, mit krankem Herze und pochenden Schläfen vor Kopfschmerz, suchte sie Linderung in der freyen Luft, und ohne auf den Weg zu merken, kam sie unwillkürlich auf die Spitze des Zeisigbergs an die zwey Fichten.

Der klare wolkenfreye Himmel, die schöne mit Fruchtbarkeit gesegnete Landschaft, der sanft dahinströmende Fluß, die schwarzen Gebürge, die ihre stolzen Häupter zum Himmel erhoben, — alles dieß waren Gegenstände, die, ob sie dieselben gleich schon oft gesehen und empfunden hatte, sie doch jedesmahl mit demuthsvoller Bewunderung ihres großen Schöpfers erfüllten, und ihrer zagenden Seele Muth einflößten.

Die Heiterkeit, Geistesgegenwart und Standhaftigkeit, welche Hauptzüge ihres Charakters waren, kamen wieder. „Nun,“ sagte sie, „sie haben meine traurigen Umstände, mein Unglück entdeckt, wie? das weiß der nur, der Alles über mich verhängt hat. Doch keine List, kein Scharfsinn, kein Zufall, nicht der feindurchdachteste Plan, den menschliche Klugheit erfinden kann, ist im Stande, vorsetzliches Verbrechen mit meiner zufälligen Armuth zu verbinden.

„Ich bin arm, ich bin elend, wenn ich zu dem traurigen Zustande, aus dem mein Gönner und Wohlthäter mich riß, wiederkehre; doch meine Seele liegt nicht in den Fesseln niederträchtiger und kriechender Gefühle; sie ist unbefleckt von den lasterhaften Neigungen der bedauernswürdigen Mutter, die mich verließ. Ich kann das Gefühl meiner Unschuld nicht in die Brust anderer übertragen, aber stolz kann ich hier empor blicken zum reinen Blau des Ae-

thers, aus welchem mich vielleicht das verschönerte Auge meines hingeschiedenen Wohlthäteers an blickt, und über meine Schritte wacht, jetzt, da ich ganz verlassen und ohne Freunde bin; vielleicht auch der gute Major. Ach, wenn dort Selige sich wieder erkennen, wenn sie im Stande sind, sich einander mitzutheilen, und wenn sie jeden Wunsch und Vorsatz und jede Empfindung der Seele, die aus ihrem Beyspiele rechtschaffen handeln und die Tugend lieben lernte, sehen können, werden nicht ihre vereinten Gebete viel vermögen?

Dieß war eine vorübergehende Schwärmerey, die sie jedoch aufheiterte, und an den Obristen und Major erinnerte, die nach ihrer Ueberzeugung sie noch beschützten; zugleich trat Mad. Weissenborn vor ihre Seele und blickte in ihrer lebhaften Einbildungskraft ebenfalls, mit Wohlgefallen auf ihre Unschuld, und mit Mitleid auf ihre Lage herab.

„Meine Welt ist jetzt der Platz, auf dem ich stehe, der Himmel meine einzige sichere Bedeckung, und ein kleiner Platz, von wo aus ich die geschäftigen Unruhen der Menschen mit ansehen kann, meine Ruhestätte. Denn wie kann ich es wagen, mich einer Welt anzuvertrauen, wo sogar solche Menschen, wie D. Schröer, bloße Masken von dem sind, was sie vorgeben.“

Weil die Sonne untergegangen war, mußte sie auf den Rückweg denken; und an wen konnte sie sich jetzt wenden, um Rath, Beystand und ein Obdach auf eine Nacht zu verlangen? Denn D. Schröer war so grausam gewesen, sich selbst um ihre Achtung und ihr Zutrauen zu bringen.

Bey ihrer Rückkehr in das Palais führte sie ihr Weg unwillkührlich in das Zimmer, wo sie so viele trübe Stunden lang gearbeitet hatte; so traurig es ihr auch bis jetzt geschienen

hatte, so kam es ihr jetzt wie eine schreckliche Wüste vor; hier war keine herumschwärmende Emma, keine lärmende Minna; die Kinder waren aus der Pestluft weggeschafft worden; ein einziges Licht ward von einer dummen Küchenmagd gebracht, und auf den Tisch neben den noch unvollendeten Putz hingesetzt.

Rosa blickte umher; ihr Herz war beklommen; Thränen machten es wieder leicht; diese Behandlung zu ertragen war fürchterlich, ihr zu entgehen fast unmöglich.

Kein Plan schien ihr so ausführbar, als um eine Unterredung mit der Majorin zu bitten, jeden Umstand, der vor des Majors Tode herging, zu erzählen, und zu bitten, weil sie so schon viel schuldig wäre, ihr noch so viel vorzuschießen, daß sie nach Hamburg kommen könnte; für dieses und ihre Rechnungen sollten ihr großes Pianoforte, und ihre französische Harfe, nebst vielen Musikalien und dem besten

Theil ihrer Kleidungsstücke, wovon alles auf der Falkenburg war, Sicherheit stellen. Doch sollte sie sich so erniedrigen, gegen ein so schlechtes Weib? Persönlich konnte sie nicht mit ihr sprechen, sie schrieb deswegen, und erhielt einen offenen Brief zur Antwort folgendes Inhalts:

„Die Majorin habe über eine Sache, die vorzüglich die Exekutoren angienge, nichts zu sagen; was ihre eigne Schuld beträfe, so würde sie sich den Vorschlag haben gefallen lassen, wenn nicht die ganze Verhandlung mit so vielen schlimmen Umständen begleitet gewesen wäre.“

Die Exekutoren! Nun gut, sie wollte sich also an den Exekutor wenden, aber nicht an D. Schröer; den verachtete sie zu sehr, um ihn einer Unterredung zu würdigen; sondern an Herrn Roth, einen Mann, der ihrer Meynung nach zu unbedeutend war, als daß sie sich hätte Mühe geben sollen, ihn genauer als von Person kennen zu lernen.

Ihr Billet, das um die Gewogenheit bat, Herrn Roth zu sprechen, ward aus der Majorin Visitenzimmer mit einem: „er erwarte ihre Befehle,“ beantwortet, und nachdem er mit einem außerordentlich ruhigen Gesichte ihr unter Komplimenten einen Stuhl hingesetzt hatte, setzte er sich selbst, in der Attitüde der ernsthaftesten Aufmerksamkeit, welches den, ohne Zweifel beabsichtigten, Erfolg hatte; denn Rosa, mit ihrer ganzen Geistesstärke, die aus dem Gefühl der Tugend und Ehre entspringt, kam in Verlegenheit, doch faßte sie sich bald wieder, während Herr Roth mit der gleichgültigsten Unbefangenheit seine Schnupftabaksdose in der Hand herumdrehte; und mit Freymüthigkeit stellte sie ihm vor, wie sie die Rechnung der Majorin zu tilgen gedenke.

Herr Roth erstaunte: Ihre Musikalien! Ihr Pianoforte! wahrhaftig, ich verstehe Sie nicht; und wenn ich meinen verstorbenen Freund nur einigermaßen gekannt habe, so bin

ich versichert, er würde das Eigenthum einer Person von Ihren Umständen, (Sie werden dieß aber nicht übel nehmen,) von seinen Kindern nicht haben gebrauchen lassen; deswegen hatte ich Grund zu glauben, die Sachen alle wären geradezu des Majors Eigenthum, und jetzt dem beliebigen Gebrauche seiner schätzbaren Wittwe überlassen. Als solche habe ich sie bey der Inventur angesehen, was ich nicht blos meines würdigen Miterekutors wegen, sondern auch wegen des Testaments selbst thun mußte, worin der Major mit klaren Worten seiner Gattin, bis zur Verheyrathung der jüngsten Tochter, alles Mobiliare auf der Falkenburg, wie es bey seinem Tode stand und lag, vermacht hat.

Da Rosa vor ihrem Abschiede von der Falkenburg, mit einem Vorgefühl, daß sie nie wieder dahin kommen würde, ihre Instrumente und Musikalien wieder in ihre eignen Packkästen hatte legen sehen, und noch dazu in Ge-

genwart der Majorin, so wußte sie gut, daß diese Dame damahls nicht daran dachte, auf jene Effekten ein Recht zu haben.

„Will die Frau Majorin zuvor sagen,“ — erwiederte die jetzt aufgebrachte Rosa, „daß diese Sachen nicht mein sind?“

Herr Roth schlug die Augen nieder. „Die der Majorin angethane Beleidigung und Beschimpfung wäre von der Art gewesen und hätte sie so angegriffen, daß er nicht daran denken dürfe, hierüber mit ihr zu sprechen.

„Beleidigung und Beschimpfung, der Frau Majorin angethan? Wer hat sie beschimpft und beleidigt? Und was geht dieß mich an? Wenn sie sich über Beschimpfung und Beleidigung beklagen kann, was hat dieß für Bezug auf mich und meine Angelegenheiten?“

„Vielleicht, Mamsell — hm — Werner, mag das Einführen einer Abenteuerinn Ihrer

Gattung, Sie müssen dieß aber nicht übel nehmen, unter das Dach einer Dame von Welt und Ehre, als Gesellschafterin ihrer Tochter, Ihnen nicht so auffallen, als mir, wie ich nicht umhin kann zu gestehen. O mein armer Freund! Wie überschattete ein dunkler Zug deinen guten Charakter!“

Rosa's Herz sprang bey der Apostrophe an den Major in ihre Augen; sie mußte eine so niederträchtige Verschwörung nicht blos auf Beraubung ihrer Armuth, sondern auch auf Spott über ihr Elend abgesehen halten; und keine kleine stolze Bettlerin hat wohl je in ihrem schönen Gesichte so viel Verachtung ausgedrückt.

„Sie werden wohl thun, mein Herr,“ sagte sie, „wenn Sie einen Namen und Charakter, auf den Sie es nicht wagen, öffentlich etwas zu bringen, und den Sie auch in Geheim nicht beschimpfen können, gänzlich aus dem Spiele lassen.“

„Wie denn so, Mamsell — hm — Werner?“

„I nun, Herr Roth, weil sonst Vergleichungen zwischen Verstorbenen und Lebenden entstehen möchten, die für die Letztern ziemlich demüthigend seyn dürften.“

Rosa wußte selbst nicht, wie scharf ihr Stich war. Herr Roth hatte bis jetzt mit der Dose zwischen den Fingern gespielt; jetzt öffnete er sie, und nahm eine ziemlich starke Prise. „Haben Sie noch etwas zu sagen?“

„Bloß dieses:“ erwiederte sie, „Sie haben mich zur Schuldnerin einer ansehnlichen Summe gemacht — ansehnlich für mich, denn ich bin arm; Sie haben mich aller Hülfsmittel beraubt, wovon ich bezahlen konnte; Sie müssen dazu Ihre Gründe und in Absicht auf mich einen Zweck vor Augen haben; ich bitte Sie also, mir zu sagen: welche Maaßregel wer-

den Sie jetzt ergreifen, oder welche muß ich ergreifen?

„Das wird Ihnen hoffentlich die Frau Majorin sagen.“

„Ich habe nichts mit der Frau Majorin zu thun.

Herr Roth verbeugte sich. „Also Herr D. Schröer?“

„Auch mit ihm nichts.“

Jetzt stand auf Roths Gesichte eine teuflische Schadenfreude, die er mit Mühe unterdrücken konnte; er schnupfte noch einmahl; nach einer Pause sagte er: Auch nichts mit Hrn. D. Schröer? Nun wahrhaftig, Mamsell Werner, das ist sonderbar, das bedaure ich; ich glaubte, der Doktor wäre Ihr sehr guter Freund gewesen.“

Ach! ich habe es auch geglaubt, doch bin ich von meiner Täuschung schmerzhaft erwacht, und wiederhohle meinen Entschluß, ihn nicht zu bemühen.

„Nun wahrhaftig, Mamsell Werner," sagte Herr Roth mit freundlichem Tone, „Sie können nicht hoffen, hier zu bleiben."

„O wahrhaftig nicht."

„Aber Sie werden sich genöthiget sehen, der Frau Majorin Sicherheit für ihre Schuld zu stellen, ehe Sie dieß Land verlassen können."

Rosa's Herz arbeitete zu sehr in ihrem Busen; sie verließ den hartgesottnen Sünder, und eilte nach ihrem alten Gefängnisse zurück; es war fest verschlossen, und all ihr Zusammengepacktes lag vor der Thüre.

Herr Roth ging ihr nach, doch unterbrach er ihr Erstaunen nicht; sie hätte ihn nicht bemerkt, indem sie wieder bey ihm vorübereilte; doch er bat noch um einige Worte.

„Ich habe es bedacht, Mamsell Werner," sagte der großmüthige Mann, „was die

böse Welt für Auslegungen machen wird, und welche Schande es dem Hause meines verstorbenen würdigen Freundes machen würde, wenn dieß auskäme, deswegen wollte ich, da Sie wieder nach Niedersachsen wollen, ehe ich Sie als Betrügerin verfolgen müßte, Ihnen lieber aus meiner eignen Börse die Reisekosten bezahlen.“

Der edle Mann schoß hier zu weit; denn allzugroße List ist plump, Rosa's Geist war in Aufruhr; mit flammendem Auge, brennender Wange und zerrissenem Herzen machte sie ihm eine tiefe höhnische Verbeugung, schoß bey ihm vorbey, die Treppe hinunter, und, ohne zu wissen wohin, quer über den Hof. Doktor Schröer begegnete ihr, hielt sie auf und sagte mit Heiterkeit und Verwunderung: Meine gute Rosa, wie freue ich mich —

Nicht blos Zorn, Wuth war es, wenn ein schönes Gesicht diese ausdrücken kann, die aus Rosa's Augen blitzte, da sie ihre Hand dem

D. Schröer entriß, und zur Pforte hinaussprang. D. Schröer, der Rosa zuvor nie zornig gesehen hatte, war hierüber mehr erstaunt als beleidigt. Er, der sich so warm stets für sie verwandt hatte, sah sich jetzt so schlecht belohnt. Unruhig ging er nach Hause, und die geängstigte Rosa verfolgte ihren Weg durch einige Strassen, die sie zuvor nie betreten hatte. Ihre Eilfertigkeit, ihre schöne Figur, ihr langes Haar und ihr Gesicht, so weit es ihr in Unordnung gebrachter Schleyer sehen ließ, zogen die allgemeine Aufmerksamkeit nach sich. Auf einmal, als Sie sich auf einem freyen Platze befand, erblickte sie sich unter einem Haufen Menschen, die ihr aus Neugier gefolgt, und von denen die meisten müßige Elegants waren, die jedes artige Frauenzimmer verfolgen und in Verlegenheit setzen.

Indem Rosa sich umsah, riß ihr der Sturmwind Hut und Schleyer vom Kopfe, und führte beydes eine Strecke mit sich hinweg.

und ihr langes Haar, ein Spiel des Windes, überschattete ihr Gesicht.

Der eine Herr lief nach dem Hute, der andre wollte ihr Haar wieder in Ordnung bringen helfen; ein dritter machte Komplimente, ein vierter ein Späßchen, und einige beguckten sie mit den Lorgnetten, und machten über sie Glossen, die sie einander zuflüsterten.

Ein junges Frauenzimmer, deren Anzug sich blos durch Simplicität auszeichnete, auf deren Gesichte Gutmüthigkeit und Heiterkeit stand, war Rosen die große Straße hinunter gefolgt.

Rosa's Zerstreuung und Eilfertigkeit hatte anfangs dieser Dame Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und der ganz eigne Anstand ihrer Figur und der vorübereilende Blick ihres reizenden Gesichts erregten eine unwillkürliche Neugier, die indeß hätte unbefriedigt bleiben müssen, wäre Rosa nicht erschrocken stehn geblieben: denn Madam Behring war in den

Umständen, worinn Weiber, die ihre Männer lieben, zu seyn wünschen, und war nicht im Stande gewesen, mit Rosa gleichen Schritt zu halten, hatte sie sogar schon aus dem Gesichte verloren, bis sie sie auf dem freyen Platze, von vielen Leuten umringt, verwirrt und beängstigt wieder erblickte.

Rosa, die kaum wußte, was sie that, oder wo sie sich befand, stand da, während ein Herr nach ihrem Hute gelaufen war, und da sie ihn wieder erhielt, dankte ihm das erröthende Mädchen, und band ihn fest an.

Kühn gemacht durch den ihr geleisteten Dienst, und durch die Verwirrung, in der sie da stand, bot der nämliche Herr ihr seinen Arm an; die Menschen, sagte er, und darinn hatte er Recht, wären sehr unverschämt, und sie setze sich mehreren Verlegenheiten aus, daß sie also sehr wohl daran thäte, seinen Schutz anzunehmen, und sich nach Hause führen zu lassen.

Rosen war es sehr willkommen, sich so aus ihrer ganzen Verlegenheit ziehen zu können, und weil sie dem Herrn Lebensart und Artigkeit zutraute, der ihren Hut und Schleyer so bereitwillig wiedergehohlt hatte, und so bescheiden ihr seinen Arm anbot, so würde sie vielleicht in ihrer damahligen Lage es nicht ausgeschlagen haben, hätte sie sich nicht in diesem nämlichen Augenblicke besonnen, daß sie sich, wörtlich genommen, in kein Haus konnte führen lassen.

„Kommen Sie, mein Engel," sagte der Herr mit zunehmender Vertraulichkeit, „erlauben Sie mir, daß ich Ihr Retter werde."

Die schwangere Dame stand in einer geringen Entfernung, beobachtete, wie ein Lavater, jeden Gesichtszug Rosa's, und meynte, wenn diese nicht das unschuldigste Geschöpf auf Gottes Erde wäre, so wäre sie die vollendeteste Heuchlerin. Sie kannte zufälliger Weise den verbindlichen Herrn, der Rosa's Verlegenheit so groß-

müthig heben wollte; „ich kann nicht irren, dachte sie, das ist sittsamer Schrecken, der diese schönen Züge so ausdrucksvoll bezeichnet;“ sie hörte einen unwillkührlichen Seufzer; sie sah eine Thräne auf Rosa's Wange; mehr bedurfte es nicht; Mad. Behring näherte sich und sagte leise: „wenn Sie sich von Ihrer Gesellschaft befreyen wollen, so kommen Sie mit mir.“

Rosa blickte auf; der gütige, wohlwollende Blick der Unbekannten flößte ihr Vertrauen ein; ihr Gesicht war interessant und ausdrucksvoll, und hier trafen sich verwandte Seelen. Rosa reichte der Madame Behring ihren Arm.

Die meisten von den Zuschauern kannten Madame Behring, und sie kennen und Achtung für sie empfinden war eins; man trollte sich höflich fort.

Baron Spath, dem auf diese Art das Bekanntwerden mit einem so schönen Frauen=

zimmer abgeschnitten ward, war ein alltägliches, ungestalter Mann, doch hielt er so viel auf sich, als ob er ein Adonis wäre; er hatte Aufsehen in der weiblichen Welt gemacht, das heißt: er hatte den Frieden einiger Familien zerstört, und einige unwissende Mädchen verfeinert; er war Mitglied aller Spielgesellschaften; hatte auf eine scharmante Art ein beträchtliches väterliches Vermögen durchgebracht, doch seit einigen Jahren hatte ihn der Himmel durch eine hübsche Frau, die er aus Liebe — zu ihren 100000 Thalern geheyrathet hatte, alles wieder ersetzt. Ihr Vater war reich und wollte sie gern zur Baronesse machen.

„Wie herzlich danke ich Ihnen, gute Madam,“ sagte Rosa, indem sie ruhig fort gingen.

„Keinen Dank, meine Gute, ich freue mich, daß ich Ihnen einen Dienst leisten konnte; Sie sind, wie ich glaube, eine solche Witte-

rung auf freyer Straße nicht gewohnt. Gehen Sie mit mir nach Hause; nachher wird mein Mann für Sie Sorge tragen.“

Rosa konnte ihren Dank nur stammeln; sie gingen in ein reinliches Haus, wo verschiedene artige Kinder ihre Mutter freundlich bewillkommten, und nachdem sie Obst unter sie ausgetheilt hatte, hohlte sie ihren Gemahl, der ein guter, freundschaftlicher und offenherziger Mann war, jedoch kein Vermögen hatte, als was er durch seinen Fleiß erwarb.

Als Rosa sich gesetzt hatte, erzählte Madam Behring ihrem Manne das Abentheuer dieses Morgens, und die Gefahr, aus welcher sie die Unbekannte errettet hatte.

Rosa war zerstreut; sie dachte zurück an ihre eigne Lage; die Vorsehung hatte sie in einem kritischen Augenblicke zu guten Leuten geführt, sie trocknete sich ihre Thränen von der

Wange, und begann endlich nach einer Pause mit leiser zitternder Stimme: Können Sie mich nicht, gute Madam, in eine anständige Familie empfehlen, sey sie noch so gering, wo ich zwey bis drey Tage bleiben kann?"

Madame Behring sah sie mit Erstaunen an. Ich habe Ursache zu glauben, sagte sie, daß Sie von guter Familie sind; und doch — ein junges Frauenzimmer von Ihrer Bildung, das allein ausgeht, und ohne Schutz, ohne Wohnung ist, verzeihen Sie, dieß ist in der That sonderbar. —

„Ja," erwiederte Rosa, „es ist in der That sonderbar, und doch wahr; Gott weiß, was ich hätte leiden müssen, wäre ihre Güte und Freundschaft mir nicht zu Hülfe gekommen; Sie, Madam, haben schon bewiesen, daß Sie über das Vorurtheil erhaben sind; Ihre eignen Kinder können nicht schuldloser seyn, als die Arme, die Sie vor sich sehen" —

Weiter konnte Rosa nicht reden, sie war erschöpft; Thränen waren ihre Worte.

Mad. Behring war eine Menschenfreundinn, wie durfte sie eine junge Person, mit deren Charakter und Verbindungen sie gänzlich unbekannt war, in ihre Familie aufnehmen oder einer andern empfehlen?

Herr Behring war eben so wohlwollend als seine Gattinn, doch weniger klug; er rieb sich die Stirn, wollte etwas sagen, und schwieg, und ging ans Fenster.

„Ist das nicht Baron Spath?“ sagte er.

Mad. Behring sah nach, und er war es. „Ich trage Ihretwegen Sorge,“ sagte sie zu Rosa, „der ausschweifende Mann lauert Ihnen auf; wenn Sie unschuldig sind, so“ —

„Mir! lauert mir auf!“

Und Rosa lief zu dem Fenster, wo der Nämliche, der ihr Retter in jenem Gedränge hatte seyn wollen, ihr ein tiefes Kompliment machte.

„O guter Gott!“ rief sie aus, „zu welchem unerforschlichen Schicksale bin ich Elende noch bestimmt! Muß jeder Augenblick meines Lebens mit Noth und Angst bezeichnet seyn! O unglückliche, elende Mutter, endlich bin ich hinunter gesunken bis zu deinem Stande; die geringste Hütte, die mir jetzt Schutz verliehe, würde mir in diesem Augenblicke ein Freyheitstempel seyn; o Madam, ich beschwöre Sie, schenken Sie mir ein Obdach, retten Sie mich vor Beleidigung, nur bis ich meine Kleider verkaufen kann, bis ich dieß Land verlassen, und in das zurückkehren kann in welchem das Unglück mich zur Bettlerinn, doch nie zur Verbrecherinn stempelte. Versagen Sie mir diese Bitte nicht, gute Frau, auch Sie haben Töchter —“

„Wo sind Ihre Kleider?“ fragte Madame Behring.

„Hier, hier; indem sie ihr der Majorin von Frank Addresse gab.

„Mein Himmel!“ rief Mad. Behring verwundrungsvoll aus; „Sie sind ihre Tochter; Sie sind die schöne Cäcilie; wie konnten Sie Ihre Mutter verlassen? Wie glücklich bin ich, daß ich Sie antraf; ich kannte Ihren Vater; er war ein vortrefflicher Mann; und ihre Mutter ist mit mir verwandt.“

Rosa erzählte kürzlich ihr Verhältniß mit diesem Hause und die unangenehmen Umstände, unter denen sie es verlassen hätte, daß sie also unmöglich wieder hingehen könnte.

Ob Mad. Behring gleich eine Anverwandte der Majorin war, so war ihre Sphäre doch viel zu niedrig, um von der schönen Wittwe bemerkt werden zu können; doch waren ihr alle dortigen Familienverhältnisse bekannt; sie hatte auch von einem gebildeten jungen Frauen-

zimmer gehört, von der man glaubte, daß sie eine natürliche Tochter des Majors oder eines andern aus der Familie sey, die bey den Töchtern des Majors auf der Falkenburg lebte; jetzt war es nicht schwer, sie von der Ungerechtigkeit der Majorin zu überzeugen, und Herr Behring ging mit zwey Lohnträgern aus, mit Rosa's Addresse, um ihre Sachen abzuhohlen.

Herr Roth und die Majorin waren jetzt verschiedener Meynung; sie bestand darauf, die Sachen sollten nicht verabfolgt werden; er verbeugte sich, und verließ das Zimmer, um, wie sie glaubte, die abschlägliche Antwort zu geben; aber, wie er zur Absicht hatte, um Rosa's Addresse zu nehmen, und die Sachen verabfolgen zu lassen.

Herr Roth kannte den Herrn Behring besser, als Herr Behring ihn kannte; er war gegen den Sachwalter Rosa's sehr höflich, und die Sachen wurden von den Bedienten der wirklichen Besitzerin überbracht.

Kaum war Herr Behring wieder zu Hause angekommen, und hatte eine Beschreibung seiner Gesandtschaft abgelegt, als Herr Roth, den der Bediente hereingelassen hatte, unangemeldet ins Zimmer trat.

Er kannte Madame Behring noch besser als ihren Mann, und fürchtete sich vor dem Rathe, den sie geben könnte, weil ihr Gefühl und Geist allgemein bekannt war. Er sagte, nach seiner Meynung wäre es für beyde Partheyen ehrenvoll, jeden Rückblick in die Vergangenheit zu vermeiden; er sey gekommen, Rosa'n hinlängliches Geld zu ihrer Rückreise anzubieten, unter der Bedingung, daß sie ihren Namen unter eine Schrift, die er bey sich hätte, unterschriebe, in der sie allen Forderungen an die Exekutoren von des Majors Testamente entsagte.

„Es wäre unschicklich,“ sagte Madame Behring mit Feuer, „daß dieß junge Frauenzimmer auf den Antrag eines Rechtsge-

lehrten eine Schrift unterzeichnen solle, ohne selbst einen Rechtsgelehrten darüber zu Rathe zu ziehen; und diesen solle er antreffen, wenn und wo er es bestimmen wolle.“

„Dawider kann ich nichts einwenden,“ antwortete Herr Roth; „doch er müsse gestehen, daß die Sache, wenn sie bekannt würde, den guten Ruf des seligen Majors und der ganzen Familie beflecken müsse.

Rosa's Augen wurden lebhaft; Madame Behring sagte wärmer: „Sie glaube dieß nicht.“

„Sie möchte,“ sagte Herr Roth, „hierin nach Belieben handeln; aber wenn sich Herr Behring von seiner Gattinn zurückgezogen, und seine Zuneigung einem andern Frauenzimmer geschenkt, wenn er, bey der Verbindung mit diesem Frauenzimmer, eine ganz gewöhnliche Bettlerinn, wahrscheinlich die Tochter sei-

ner Busenfreundin, unter dem Nahmen einer Verwandten von der Familie, in sein Haus eingeführt hätte, so würde Madam Behring wahrscheinlich eben so wenig ruhig geblieben seyn, als die würdige Wittwe des Majors Frank.“

Unmöglich kann so etwas vorgefallen seyn,“ erwiederte Mad. Behring.

„Dennoch, dennoch,“ antwortete Herr Roth.

Madame Behring sah Rosa'n an, deren Gesicht, obgleich mit Thränen überschwemmt, nicht widersprach.

„Wie können Sie dieß alles wissen?“ fragte Mad. Behring ärgerlich und ungeduldig.

Herr Roth zog zwey Briefe mit erbrochenem Siegel aus der Tasche, die an den Major Frank addressirt waren.

Als Herr Roth auf die Falkenburg reiste, um die Verlassenschaft des Majors in Ordnung zu bringen, da hatte ihm D. Schröer aufgetragen, seine Kostgängerin, die alte Anne, zu besuchen; dieses arme Weib war drey Tage vor seiner Ankunft gestorben, und ihre Pflegerin hatte zwey Briefe in Verwahrung, welche Anne mitten in ihrer Geistesabwesenheit doch sicher in ihrem Busen aufgehoben hatte, um sie dem D. Schröer zu geben. Da sie Hrn. Roth für einen ehrlichen Mann hielt, so vertraute sie ihm diese Briefe an, um sie dem D. Schröer zu überbringen. Rosa, die sich in Muthmaßungen erschöpft hatte, wie wohl ihre unglückliche Geschichte hätte auskommen können, erhob jetzt ihre Augen, und ward aufmerksam.

„Ich kenne Sie, Herr Behring, fuhr Roth fort, und deswegen darf ich diese Papiere in ihren Händen lassen. Sie sehen, Mamsell Werner, daß dieses von des Majors Hand ist, und dieß ist —“

Rosa erinnerte sich jetzt an den traurigen Vorfall auf der Flußseite, sie vermuthete diese Papiere wären in einem Theile der Trümmer gefunden worden; und indem sie sich auf den Zehen, vor Neugier den Athem zurückhaltend, genähert hatte, und nun hinter dem Stuhle des Herrn Roth stand, just als er das zweyte Papier aufschlug und sein: „dieß ist,“ angefangen hatte; da guckte Rosa ihm über die Schulter, schrie laut auf, riß ihm das Papier aus der Hand und lief damit schluchzend und zitternd quer über das Zimmer.

Herr Roth glaubte, sie wolle ein so wichtiges Dokument vernichten, und ging ihr deswegen nach, und Herr Behring, der nicht wußte, ob ihre außerordentliche Bewegung vom stolzen Gefühle der Unschuld, oder von der Verlegenheit des entlarvten Verbrechens entstehe, stand auch auf.

Rosa, mit glühendem Gesicht vom Erguß des Entzückens, warf sich auf ihre Knie,

schluchzte und brach endlich in die Worte aus: „Sie lebt! sie lebt! der Engel, das erste Weib auf Erden — Sie ist dem Sturm entgangen — aber der Major — O großer Gott, er glaubte — doch ich muß die geliebten Züge ihrer Hand lesen — ja es sind die Ihrigen — gutes Weib! aber wo, wo ist sie jetzt — Hamburg — o ich will fliegen! — ich nehme Ihre Bedingungen an, mein Herr! sie mögen seyn wie sie wollen, damit ich nur dieselbe Luft mit ihr athme, damit ich ihr ins menschenfreundliche Auge blicken, und von ihrem Rathe mich leiten lassen kann, das ist alles was ich verlange.“

Während Herr Roth den Aufsatz, worin Rosa sich von allen fernern Ansprüchen lossagen sollte, aufschlug, und 10 Carolins aufzählte, die, wie er Rosa versicherte, hinreichend wären, sie nach Hamburg zu bringen, so flüsterte er Mad. Behring zu: Wie ich vermuthete; das Frauenzimmer von der Flußseite ist ge-

wiß ihre Mutter; Sie sehen ihre starke Rührung.“

Stark in der That!“ erwiederte Mad. Behring mit einem Blick, der wenig mit dem seinigen harmonirte; aber wahrhaftig, Mamsell, Sie werden diese Schrift nicht unterzeichnen.“ Und freundschaftlich hielt sie die Hand, die bereits die Feder aufgehoben hatte.

„Warum nicht, Madam?“ fragte Herr Roth, indem er zinnoberroth ward.

„Ich wenigstens darf es nicht zulassen; unter meinem Dache soll es nicht geschehen; sie weiß nicht, was sie unterschreibt; der Major kann ihr ein Legat hinterlassen haben.“

„Ein Legat!“ wiederhohlte Rosa, „die Majorin sagte —“

„So würden Sie es denn wünschen,“ sagte Herr Roth, indem er sich mit einer warnen-

den und vorwurfmachenden Miene an Madam Behring wandte, „daß das Vermögen ihrer Anverwandtin zum Theil in die Hände einer Weibsperson von zweydeutigem Rufe, zum Schaden ihrer Kinder, geriethe?“

„Zum Schaden seiner Kinder, — der Kinder des Majors?“ wiederhohlte Rosa; ich Schaden bringen, den Kindern des wackern Majors?“

„Und zu seiner Beschimpfung noch obendrein,“ fuhr der edle Roth fort.

„Ha! die Feder her,“ schrie Rosa heftig und unterzeichnete die Schrift, trotz aller Vorstellungen der Mad. Behring.

Roth, mit einer Schadenfreude, die er nicht verbergen konnte, zählte die zehn Karolins auf, und empfahl sich.

Wenn Sie nicht gewiß versichert sind,“ sagte Herr Behring zu Rosa, als Roth

fort war, „daß Sie nicht bloß herzliche, sondern auch reiche Freunde in Hamburg antreffen, so haben Sie, meiner Meynung nach, ihr eignes Verderben unterzeichnet."

Rosa war stolz auf ihr inneres Bewußtseyn, das sie bestimmt hatte, zu unterschreiben, obgleich weltliche Klugheit sie eine Unvorsichtigkeit bereuen hieß; und während Mad. Behring sich hinsetzte, die Papiere, die Roth ihr daließ, zu lesen, so las sie einmahl nach dem andern das durch, welches ihr ein Quell von Trost und Vergnügen schien, aus einem Couvert, addressirt an den Major Frank:

„Als ich diesen Abend von Ihnen schied, mein schätzbarer Freund, waren Sie zu aufgeräumt, um zu fühlen, daß unwillkührliche Fröhlichkeit, wie Sie oft selbst behauptet haben, ein Vorbote des Kummers sey. Daß es Sie schmerzen wird, guter Major, wenn Sie diesen, vielleicht letzten, Brief von Ihrer Freundinn

erhalten, bin ich versichert. Sollte vielleicht das Wetter Sie abhalten, den ruhigen Wohnsitz auf der Flußseitee morgen zu besuchen, so hinterlasse ich den Befehl, diesen Brief in Ihre eignen Hände zu übergeben.

O! mein Freund, welches Elend habe ich erduldet, und welches wartet meiner noch! Ein fürchterlicher Schlag droht mir; er kann mich vielleicht zermalmen.

Wenn Sie künftig die Flußseite und meine Zimmer wieder betreten, welche Donat für Sie zu jeder Zeit bereit halten wird, werden Sie sich dann nicht Ihrer Freundinn erinnern? O ich weiß es, Sie erinnern sich ihrer. Wenn ich Ihnen mein ganzes Herz öffnen, wenn ich Ihnen sagen dürfte, wohin mein Geschick mich vielleicht von Hamburg führt; dahin gehe ich jetzt; wenn ich mir selbst den Winkel der Erde denken könnte, wohin ich mich bald werde entfernen müssen, Sie sollten es wissen; — mein

Kummer würde Linderung finden, wenn ich mit Ihnen Briefe wechseln und Ihren freundschaftlichen Rath erhalten könnte.

So ungewiß, verworren und zweydeutig sind die Ereignisse meines Lebens, daß ich es nicht wagen darf, etwas Wichtiges mit mir zu nehmen. Die Geschichte des liebenswürdigen Geschöpfs, das Sie in Ihren Schutz genommen haben, die ich in den einen Brief mit eingesiegelt habe, kann Ihnen, sollte Ihre Muthmaßung wahr werden, viele Mühe an Ihrem Pulte ersparen, da Sie das Mädchen so weit von denen entfernt haben, die mit den frühern Auftritten ihres Lebens zunächst bekannt sind.

Das andere Couvert enthält Ihre Briefe über einen nähern und wichtigern Gegenstand. Möchte doch die Ursache aufhören, welche Sie, guter Major! die Abwesenheit derjenigen, die ein heiliges Pfand herzlicher Freundschaft erhielt, so schwer und bang betrauern läßt.

Ihre Freundschaft, Major, war durch viele Jahre meiner traurigen Wanderschaft mir Trost und Erquickung; in jeder an mich geschriebenen Zeile erblicke ich Ihre edle Seele. Ich darf die Buchstaben des Freundes nicht vernichten, aber ich kann sie auch nicht in meinen Händen behalten; nehmen Sie sie also als ein theures Pfand meines Herzens an; finde ich je wieder eine Ruhestätte, dann bitte ich sie mir wieder aus; wenn eine höhere Macht aufhört, den ohnmächtigen Wurm zu treten, dann sollen Sie mich kennen. Rosa! liebenswürdiges Mädchen! tröste deinen Freund; sag' ihm, wenn wir uns, wie ich ahnde, nie wieder sehen, „das Ende des Elends ist an sich Glück,“ und der Augenblick, der meine eingekerkerte Seele von ihren Banden befreyt, vernichtet auch jede meiner Qualen; ist er wirklich mein Freund, so darf er nicht trauern. Der Augenblick, wo wir vor dem, der uns kennt, wieder vereinigt werden, kann nicht mehr weit entfernt seyn; auf diesen wollen wir unser Auge

richten. Wenn ich ihn noch einmahl wieder sehe, und dich, meine Rosa, an meine Brust drücke, dann werde ich in Umständen seyn, wo ich es beweisen kann, wie unaussprechlich ich euch liebe. Meine sanfte artige Emma, meine lachende muthwillige Minna, wie theuer seyd ihr mir in diesem Augenblicke! Werdet ihr bisweilen die verlassene Flußseite besuchen, so erinert euch an die Unglückliche, die man nicht länger kennen wird unter dem Nahmen

Marie Weissenborn.

Mad. Behring sah Rosen mitleidsvoll an, da sie die Papiere zusammenlegte, und bedauerte die Unterschrift, die Roth erhalten hatte, noch einmahl.

Dann brachte Rosa ihre Sachen in Ordnung, und sonderte die ab, die zu ihrer Reise nöthig waren; die andern wollte sie mit Gelegenheit fortschicken. Auf Herrn Behrings Erinnerung, daß sie vielleicht in der Zukunft

Mangel leiden könne, wenn sie den Gegenstand ihrer Wünsche nicht so gleich finden sollte, bat sie diesen noch, ihre goldne Uhr, ein Geschenk des Obristen, zu verkaufen, die er selbst um den ansehnlichen Preis von 10 Carolins annahm.

Ermüdet von den Stürmen des vergangenen Tages legte sich Rosa nieder, und schlief fest bis früh um fünf Uhr, da denn das ganze Haus durch lautes Pochen an die Thüre beunruhigt ward.

Rosa wachte erschrocken auf, und eilte ans Fenster; der Schall ziemlich bekannter Stimmen erreichte von der Straße her ihr Ohr, und die hörbarste darunter war eine ängstliche weibliche Stimme; sie konnte ihren Sinnen kaum glauben; die Majorin war es, welche sie im Tone der Verzweiflung aufzustehen und sie hereinzulassen bat.

„O beste, liebste Rosa!“ schrie sie und faltete ihre Hände, bringen Sie mich nicht zur

Verzweiflung! Ich liege auf der Folter; um Gotteswillen! Ist Cäcilie bey Ihnen? Sagen Sie ja, um Gottes willen! Ich will Sie zeitlebens wie mein eignes Kind lieben, und für Sie sorgen.

Ehe noch Rosa antworten konnte, kam Mad. Behring, die ebenfalls aufgestanden war, und immer ein feines Gefühl für die Ehre ihres Hauses hatte, herzugeeilt, um die Majorin hereinzunöthigen und in ihrem Hause zu empfangen. Sie meynte, Dem. Cäcilie würde etwa bey ihrer Parthie, wo sie zum Besuch gewesen wäre, geblieben seyn, ohne ihre Mutter davon zu benachrichtigen, und ob sie gleich nicht dafür hielt, daß solche Freyheiten zu entschuldigen wären; so befürchtete sie doch, daß das Geschrey der Mutter Anlaß zu Theetischanekdoten, die der Ehre des Frankschen Hauses nachtheilig wären, geben möchten, und bemühete sich deshalb die zu trösten, die sie verachtete.

„O bestes Mädchen,“ schrie die Majorin immerfort, ohne auf Mad. Behring zu merken, „vergeben Sie mir, haben Sie Mitleid mit mir. O sagen Sie mir: Ist meine Cäcilie bey Ihnen? Ist sie? Ach sagen Sie, sie ist hier.“

Wenn jedes Andenken an Unfreundlichkeit und harte Behandlung beym Kummer einer solchen Seele, wie die der Majorin war, verlöschen kann, um wie viel mehr mußte es in Rosa's sanfter Seele vergessen seyn. Alle Kinder des Majors waren Rosen schätzbar.

Nach und nach erfuhr man von der Majorin, daß sie nebst Cäcilien den vorigen Tag zu einer Lustreise bey der Frau von Heinsdorf wäre versprochen gewesen, daß sie aber wichtiger Geschäfte wegen ihrer Tochter erlaubt hätte, allein hinzugehen; daß sie, da sie über ihr langes Außenbleiben unruhig geworden wäre, einen Bedienten früh um 2 Uhr abgeschickt hätte, um

nach ihr zu fragen; doch da das Haus verschlossen gewesen wäre, und alles geschlafen hätte, so wäre er, ohne sie zu beruhigen, wieder zurückgekommen; daß sie in ihrer Unruhe ihn noch einmahl an Frau von Heinsdorf abgeschickt hätte, mit dem Befehl sie zu wecken, und zu ihrem Schrecken die Nachricht erhalten habe, daß Fräulein Cäcilie den Abend vor der bestimmten Lustreise da gewesen sey, und sowohl ihre eigne, als ihrer Mutter Theilnahme daran abgesagt habe, seitdem aber nicht wieder dort gesehen worden wäre; so daß es schiene, daß das unglückliche Mädchen schon vor 17 Stunden den unvorsichtigsten Schritt, den ein junges Mädchen, wie sie, nur thun könne, gethan habe; und daß dieß ein tiefdurchdachter Plan wäre, ihre Complicen möchten nun seyn, wer sie wollten.

Mad. Behring wandte immer noch jedes Mittel an, die bekümmerte Mutter zu beruhigen, indem sie ihr den Rath gab, wieder nach

Hause zu gehen, und das tiefste Stillschweigen in dieser Sache zu beobachten, in der Hoffnung, daß wenige Stunden darnach die ganze Sache glücklich aufgeklärt seyn könne; doch Gründe anzuführen bey einem Weibe, deren Leidenschaften selten für Gründe gestimmt waren, war eine sehr vergebliche Bemühung.

„O liebe Rosa," sagte sie, „ich fürchte mich, Sie zu bitten; Gott vergebe mir! Welche Mühe gab ich mir, Sie ganz zu verderben, zu eben der Zeit, als der Liebling meines Herzens damit umging, mich zu verderben. O Cäcilie! hättest du mich umgebracht, ich würde glücklicher seyn."

Der Mad. Behring wohlgegründeter Widerwille gegen die Majorin war durch Mitleid verlöscht worden; doch bey dieser unwillkührlichen Selbstanklage mußte sie schaudern; so abgeneigt sie ihr indeß auch war, ihre Achtung für den guten Namen der Familie blieb dieselbe,

und sie half Rosa'n die weinende Mutter nach Hause bringen.

„Keine Nachricht von meinem Kinde?“ fragte sie, sobald ihr Mädchen erschien.

„Mamsell Emma, gnädge Frau, hat sich den Arm ausgeschlagen, sie fiel von der Treppe.“

„Was hatte sie denn auf der Treppe zu thun? Wo wollte sie hin? Das Mädchen macht einem doch immer Qual! — o meine gute Cäcilie!“

„Sie lief Ihnen nach, gnädge Frau! sie hörte Sie weinen, und wollte durchaus Ihnen nach und Sie trösten.“

„Sie mich trösten! für mich ist kein Trost auf der Welt mehr, — ach meine gute, grausame Cäcilie!“

„Herr D. Schröer hat Mamsell Emmas Arm wieder eingerichtet; wir schickten nach ihm.“

Rosa hatte damahls das Zimmer verlassen, um die arme Emma zu besuchen; der Doktor ging vom Bette weg, als sie hereintrat; man hatte ihm eine wunderliche Geschichte von ihrer Verlassung der Majorin erzählt, die ihn nothwendig befremden mußte. Ganz sauer stand er da, als Rosa vor ihm vorbey auf Emma zuflog, und dann ging er aus dem Zimmer. Kaum hatte er die Thüre hinter sich zugemacht, als ihm das Herz schlug; er erinnerte sich an den unwilligen Blick, den sie ihm Tags zuvor im Vorbeygehen zugeworfen hatte, und ob er sich gleich keiner Beleidigung bewußt war, so konnte doch ohne Ursache keine Wirkung daseyn, und vielleicht hätte sie diesen Schritt nicht gethan, ohne ihn um Rath zu fragen, wenn er da auf einer Erklärung bestanden hätte; er ging wieder zurück.

Minna war durch das Schreyen ihrer Schwester aufgewacht, und fiel, als Rosa hereintrat, ihr um den Hals und weinte an ihrem Busen.

Rosa weinte zwar nicht, doch drückte ihr Gesicht den höchsten Kummer aus. D. Schröer nahm an der rührenden Scene Theil; er ging verschiedenemahl vorwärts und dann wieder zurück; seine Lippe zitterte, er konnte nicht sprechen.

Endlich fing er an: „Was habe ich Ihnen gethan, Fräulein Rosa? Warum sind sie beleidigt? Oder warum scheint es so, als ob sie es wären? Verdiente ich das wohl um Sie, daß Sie die Majorin, daß Sie mich verliessen, ohne mich zu benachrichtigen, wohin sie gingen, oder was aus Ihnen ward.

„Wenigstens wußten Sie es, mein Herr! daß ich die Frau Majorin verließ,“ antwortete Rosa mit wahrer Kälte.

„Das wußte ich? dann hätte ich allwissend seyn müssen.“

„Wie? waren Sie nicht mit Hrn. Roth einverstanden?“

„Nein! nie war ich mit ihm einverstanden; nie in einer Sache, die Sie betraf.“

„Sie breiteten meine Geschichte, die Geschichte von Rosa Werner, nie aus?“

„Rosa Werner? wer ist das? welche Geschichte meynen Sie?“

„Rechneten das Fuhrlohn für meine Chaise von der Falkenburg bis hierher nicht an?“

„Wie? Fräulein Frank? Ich verstehe Sie nicht.

„Spotten Sie meiner mit einem Nahmen, an dem ich keinen Anspruch machen darf?“

„Bey Gott! Fräulein, Sie sind toll, oder wollen mich toll machen.“

„Ich bin eine Betrügerin, mein Herr!“

„Fast fange ich an, dieß zu glauben.“

„Ihrer Aufmerksamkeit nicht werth.“

„Sie sind boshaft, dünkt mich.“

„Gut, gut, Roth wird Ihnen alles sagen.“

„Wird er? Nun dann, er soll es sogleich thun,“ und der Doktor warf die Thüre hinter sich so heftig zu, daß alle erschraken.

Herr Roth genoß den sanftesten Schlaf, und träumte, er wäre der Stiefvater einer Gräfin, als D. Schröers lautes und heftiges Anpochen das angenehme Traumgesicht zerstäubte. Der Doktor trat herein, seine fürchterlich zusammengezogenen schwarzen Augenbraunen

zeigten, daß er sich nicht etwa entschuldigen wollte.

„Ich komme so eben von der Witwe," sagte der Doktor. Herr Roth stutzte.

„Ich glaube, das Mädchen ist toll.

„Was? Fräulein Cäcilie? Behüte der Himmel!"

„Die kann auch, so viel ich weiß, toll seyn, ja ich glaube, sie ist toll; aber nicht sie, jene bezaubernde Fee, Fräulein Rosa meyne ich."

Herr Roth verkroch sich unter sein Deckbett, und wiederhohlte, „Fräulein Rosa."

„Sie spricht," redete der Doktor weiter, „wie eine Närrin, und meynt, Sie würden mir alles sagen; nun Roth, ich weiß, Sie thun schön mit der Witwe, und die braucht immer Geld; aber doch ich bin versichert, sie haben zu viel Ehre, um Rosa'n des Legats wegen zu-

gesetzt zu haben, und wenn sie es gethan hätten, wahrlich, ich könnte Ihnen das nie vergeben.“

Herr Roth fand eben so wenig Behagen an dem Ausdruck von D. Schröers Gesichte, als an dem Inhalte seines Gesprächs.

„Haben Sie sie unlängst gesehn?“ fragte er mit anscheinender Ruhe.

„Ich sage Ihnen, so eben habe ich sie verlassen.“

„Bey Mad. Behring?“

„Behring? wer ist die? Nein, bey Ihrer Witwe.“

„Meiner Witwe? Doktor, Sie schmeicheln mir,“ und Roth, der mittlerweile aufgestanden war, bückte sich tief, indem er dieß sagte; vielleicht wollte er seine Bestürzung verbergen.

Rosa bey der Majorin! das war für Roth ein Räthsel; doch hielt er es für besser, zu sehen, woran er wäre, ehe es zur Erklärung käme; er stand auf, zog sich an, während D. Schröer wild im Zimmer umherlief.

Die zwey Exekutoren traten miteinander zugleich ins Zimmer der Majorin, die noch immer ängstlich und wehklagend umherlief.

„Was giebts, Madam?“ sagte Roth mit einem zärtlich besorgten Blick. „Ich glaubte,“ indem er sich an Rosen wandte, „Sie wären auf dem Wege nach Hamburg?“

„Mein Fräulein,“ sagte D. Schröer, „ich habe Herrn Roth gehohlt; jetzt, wenn er Ihr Geheimniß aufklären kann, so werde ich —“

„Ach bester Herr Roth! schrie die Majorin, lief hin zu ihm, und hing sich an seinen

Arm, „ich bin ganz zu Grunde gerichtet; mein Herz ist zerrissen; Cäcilie, meine gute, theure Cäcilie, ist fort, — sie hat mich verlassen — sie ist davon gelaufen.“

Herrn Roths Gesicht verlängerte sich vor Schrecken.

„Fort? Cäcilie fort? wie? wenn? wohin?“

„Ach ich weiß es nicht; früh morgens ging sie zur Frau —

„Ha! verdammtes Weib!“ schrie er, schleuderte die Majorin von seinem Arme weg, und schloß mit der Bemerkung, daß Mutter und Tochter nicht gescheidt wären.

Jetzt kam die Reihe an die übrige Gesellschaft, das Gesicht zu verlängern.

Verdammtes Weib! So konnte der glattzüngige, höfliche, anbetende Roth die göttliche

Wittwe nennen? Und die göttliche Wittwe konnte es leiden, sich so nennen zu lassen, ohne ein Wort zu antworten?

Doch das Geheimniß war dieß: Herr Roth und Henriette Luise von Frank waren seit drey Tagen — Mann und Weib.

„So eine offenbare Närrin,“ fuhr der Gemahl fort, „läßt einen offenbaren Gelbschnabel —“

„Wer, Herr Roth? Meine Cäcilie ein Gelbschnabel? ein Mädchen, das jedermann bewundert, das unter meinen Augen aufwuchs!“

„Graf Alban hat sie,“ sagte er, ohne auf die Eloge zu hören.

„Nein, der hat sie nicht!“ erwiederte D. Schröer. Wenn ich nur Sie oder die Frau Majorin gestern hätte können zu sehen bekommen; ich hatte Ihnen etwas von diesem Herrn zu sagen.

„Schrecklich! schrecklich!“ schrie die Majorin mit Thränen, „zu einem solchen Zeitpunkte thut das unglückliche Mädchen so einen Schritt; aber warum erklärte sich Graf Alban nicht zuvor? dann geschah dieß nicht —“

„Mein Himmel!“ schrie Roth umherlaufend, „das ist der unglücklichste Vorfall; doch lassen Sie uns überlegen, Doktor! bester Doktor! der Handel geht uns sämmtlich an; wenn wir es geheim halten könnten; es ist vielleicht bloß ein unschuldiger Scherz; kann man dem Grafen Alban nicht etwas weiß machen?“

D. Schröer verließ das Zimmer, Roth folgte ihm. Dieser war in die Schlinge gerathen, die er andern gelegt hatte. Er hatte eine Wittwe geheyrathet, aus der er sich nichts machte, die mit Schulden und Thorheiten beladen war.

„Also haben Sie,“ sagte der Doktor, „bey ihrem großen Eifer für Ihres Freundes Familie Rosa's Legat sich selbst geschenkt!“

Jetzt war Roth außer Fassung; er hatte das Geld aufgeborgt, das er mit der Aussenseite bereitwilliger Freundschaft der Majorin in der Hoffnung, es einmahl hundertfältig wieder zu bekommen, geliehen hatte, und er wußte, daß dieß von ihm gefordert würde; sie ward von allen Arten Gläubigern belagert, das wußte er ebenfalls; und daß weder sie noch er die Mittel besaßen, sie zu befriedigen, war ein Geheimniß, das die ganze Welt wußte; er brüllte, wie ein Deklamator, sprang ins Visitenzimmer und überhäufte die Majorin in Gegenwart Rosa's und der Madame Behring mit Schmähungen und Grobheiten, während sie kein Auge aufschlug.

Die Kinder und Bedienten kamen erschrokken ins Zimmer gelaufen.

Als Emma und Minna hörten, dieß sey der Vater, den ihnen die Mutter gegeben hätte, so ward Emma vor Schrecken ohnmäch-

tig, und man überredete den D. Schröer, der jetzt das arme Opfer der Eitelkeit von ganzem Herzen bedauerte, in das nämliche Zimmer zu dem Elenden zu gehen, den er verachtete.

Nachdem man Emma ins Bette gebracht hatte, sagte D. Schröer: Nun, Fräulein Frank, was wollen Sie jetzt anfangen?“

Emma warf einen bittenden Blick auf Rosa; aber der Doktor fing wieder an: „Dieß ist kein Ort für Sie.“

„Wie,“ fragte sie, „kann ich diese theuern Hinterlassenen eines so geliebten und würdigen Freundes verlassen?“

„Seyn Sie versichert, Fräulein,“ antwortete der Doktor, „dieß ist kein Ort für Sie; Sie müssen sie verlassen; der arme Major traf für einen solchen Vorfall keine Maaßregeln; dieses elende Weib wird von jedermann verlassen

werden; verachtet ist sie bereits, und ihr Mann wird sie mißhandeln; die Kinder wird er blos ihres Vermögens wegen schätzen; doch, meine Lieben, vergeßt nicht, daß ihr bey der geringsten persönlichen Mißhandlung von ihm, so lange ich noch lebe, an mir einen Freund und Beschützer habt, der zu eurer Vertheidigung bereit und eifrig seyn wird; doch bedenkt immer, daß eure arme Mutter jetzt keinen Trost hat, als den ihr eure Kindespflicht und Liebe gewähren kann.

Die Mädchen brachen wieder in laute Klagen aus.

„Ach, der gute Vater! Ach wenn er doch noch lebte!“ Rosa konnte ihre Thänen nicht länger zurückhalten; an ihr hingen sie, als an der letzten Hoffnung.

Jetzt kam zu Aller Ueberraschung ein Bedienter, sie ins Visitenzimmer zum Kaffee einzuladen.

„Ich glaube, Herr Doktor," sagte Rosa mit einem unwiderstehlichen Blicke, „wir sollten Freunde seyn."

„Grausame Rosa!" antwortete er mit zitternder Lippe und thränenvollen Augen, „konnte ich Ihnen in einem zweydeutigen Lichte erscheinen? Konnten Sie Ihr Vertrauen mir entziehen? Nein! ich kann Ihnen nicht vergeben; ach, Sie wollen mich nicht kennen; Sie dürfen sich mir nur zeigen, wie Sie sind, so sind Sie in meinen Augen das erste Frauenzimmer in der Welt. Was geht das mich an, wer und was Sie sind; ich erblicke ihre liebenswürdige Erhabenheit; ihre Stimme dringt in mein Herz; und jeder Ausspruch von Ihnen ergötzt meine Seele; doch konnten Sie glauben —"

Rosa war gerührt und überzeugt; sie sagte ganz leise: „Die menschliche Seele ist keiner härtern Qual empfänglich, als wenn sie sich in der traurigen Nothwendigkeit sieht, die Person

verachten zu müssen, die sie einst schätzte.“ Dieser kleine Gemeinspruch glich bey dem Doktor alles wieder aus; und auf ihre Bitte kehrte er wieder zu dem neuen Ehepaare zurück.

Herrn Roths Gesicht hatte bereits seine Heiterkeit wieder angenommen; er war sehr geschäftig im Stühlesetzen, ging seiner Frau beym Einschenken des Kaffees zur Hand, und war sehr gefällig gegen die Damen; die Augen der Mad. Roth waren noch roth und aufgelaufen, ihr Gesicht blaß; ihre Nerven blieben in einer Bebung, welches Rosen vermochte, sich zu erbiethen, beym Frühstück die Wirthin zu machen; trotz jeder Bemühung brachen die Thränen aus ihren Augen, und endlich sank sie in Ohnmacht.

Herr Roth sagte, er wäre gerührt; der Doktor gab den Rath, sogleich nach der Falkenburg abzureisen.

Herr Roth hoffte, wenn man die traurige Lage seiner Familie bedächte, Fräulein Frank würde sie nicht verlassen.

Des Doktors Augen fingen Feuer; er durchschaute die Seele des Menschen; Niemand konnte weniger argwöhnisch seyn, als D. Schröer, bis sein Vertrauen zerrissen war; aber Niemand konnte auch nachher ihn wieder täuschen.

Ungeduldig wartete er auf Rosa's Antwort, und war froh zu hören, daß sie ihren Willen erklärte, nach Hamburg zu gehen, und, ihrem Versprechen gemäß, sich jetzt wieder zu Madam Behring zu begeben. Man hohlte Portchaisen und die Damen kehrten wieder zurück. Herr Roth ging nach Hause, und Madam Roth in ihr Schlafzimmer, um ihr und ihres geliebten Kindes Schicksal zu beweinen.

Als Rosa wieder bey Madame Behring erschöpft und müde angekommen war, versuchte sie zu schlafen, doch vergebens; sie überlas den Brief der Madame Weissenborn noch einmahl. Ihre Ungeduld, Wirtemberg zu verlassen, kam wieder.

Ein Bedienter kam jetzt und meldete einen Herrn an, der dicht hinter dem Bedienten war, so daß man ihm die Visite nicht abschlagen konnte. Der Herr gab Rosen ein Billet, das ihr ganzes keusches Blut auf ihre Wangen trieb; sie übergab es der Madame Behring, und diese gab es ihrem Manne, der den Herrn ganz ruhig zum Zimmer hinauswarf, und die steinerne Treppe hinabstieß. In diesem Augenblicke fuhr eine mit Wappen gezierte Kutsche vor; Baronesse Kalting hatte Madame Roth eine Visite gemacht, wobey die verlaßne junge Frau eine volle, wahre und zusammenhängende Erzählung ihrer Unglücksfälle auskramte, und alle Anekdoten von Rosa, die ihr Mann geschmiedet hatte. Baronesse Kalting fühlte bey tausend Sonderbarkeiten, von denen keine einzige aus einer tadelnswürdigen Quelle floß, und sehr viele aus dem unerschöpflichen Wohlwollen ihres Herzens, stets einen Hang für die, die in den Augen der Welt zu sinken anfingen; Widerwärtigkeiten fachten ihre Freundschaft zur

hellen Flamme auf, und Lieblinge des Glücks waren selten die ihrigen; doch in der Erzählung der Madame Roth siegte wider ihre Gewohnheit die Neugier über das Mitleid; diese hatte unter andern Vergehungen von des Majors Grausamkeit die Art erwähnt, wie er das Bettlermädchen gekleidet, die Erziehung, die er ihr gegeben hätte; die musikalischen Instrumente, die, nach des Mädchens eigener Aussage, so viel Geld kosteten, — das Pianoforte zum Beyspiel, und die Harfe, dann das Zimmer ihrer vorgeblichen Mutter, welches, obgleich unter dem nämlichen Strohdache von Donats Hütte, doch elegantere Meublen und Verzierungen enthalten habe, als eines auf der Falkenburg. Alle diese Dinge klangen der Baronesse Kalting so versteckt und wundervoll, daß ihre Neugier aufs höchste gereizt war, Rosa'n, als die Heldinn eines solchen Romans, zu sehen, und sie bat daher Madame Roth, ihr das Bettlermädchen zu zeigen. Mad. Roth, die nicht gern für jemand anders, als für sich

selbst, Theilnahme erregen wollte, war bey der Bitte der Baronesse Kalting sehr überrascht, konnte es aber doch nicht vermeiden, ihr der Mad. Behring Addresse zu geben; und die Baronesse war gleichfalls nicht weniger überrascht, als sie hörte, daß die Bettlerin die gute Madame Roth verlassen habe.

Sie eilte sogleich an den bestimmten Ort, und erstaunte über die Liebenswürdigkeit, Unschuld und das artige Betragen Rosa's, die ihr Kompliment erwiederte, nachdem Madame Behring ihren Namen und Stand angekündigt hatte. Jetzt kam Baronesse Kalting in Verlegenheit, da sie fühlte, daß bloße Neugier sie hierhergeführt hatte; sie erblickte zufällig das noch auf dem Boden liegende Billet, auf dem sie das Wappen kannte.

„Um Vergebung, meine Damen!“ sagte sie mit einem etwas zweydeutigen Lächeln, welches Madam Behring erröthen machte, „mit

wem steht denn Baron Spath hier bey Ihnen in Briefwechsel?"

Madame Behring hob, ohne zu antworten, das Billet auf, gab es der Baronesse in die Hand, und sie las, wie folgt:

„Ich sehe, sie sind eine Abenteuerin, doch ich mag gar nichts untersuchen, — Ihre Figur gefällt mir — bestimmen Sie die Bedingungen — dieser Herr wird Alles festsetzen und in Ordnung bringen — er ist von mir bevollmächtigt — ich bin ein Mann von Ehre.

Freyherr von Spath.

„Pfui!" sagte Baronesse Kalting, indem sie das Billet mit Verachtung wegwarf, „da liegt deine Ehre! Dieß Billet, mein Kind, ist, wie ich glaube, an Sie gerichtet; ich sah den Herrn, als ich hier vorfuhr; und setzte er alles fest und brachte es in Ordnung? Sie wissen, wie ich glaube, daß dieser Mann von Ehre

eine junge schöne Frau hat, und verschiedene Kinder von der ersten Gemahlin.

„Madam“, sagte Rosa, indem sie aufstand und über die Veränderung in der Baronesse Betragen beleidigt war, „ich habe die Ehre, nichts weiter von ihm zu wissen, als daß er mich beschimpft hat; und von Ihnen, daß die bloße Neugier — “

„Und nicht Höflichkeit, vermuthe ich,“ unterbrach sie die Baronesse.

„Eine Person von meinem Range darf es nicht wagen, einer Person von Ihrem Range zu widersprechen.“

„Vortrefflich!“ sagte die Baronesse, „wenn Sie sich nur immer auf diese Art gleich bleiben; wennn Sie nur diesen Mann von Ehre verachten können.“

„Seinen saubern Geschäftsträger habe ich die Treppe hinunter geworfen,“ sagte Herr Behring.

Jetzt ward Rosa über und über roth, und Baronesse Kalting blickte sie forschend an.

„Was hat mir das närrische Weib, ich meyne die Roth, für eine Geschichte erzählt?“

„Ich wette, eine sehr wahre,“ erwiederte Rosa, die sich jetzt nicht länger schämte, eine Bettlerin gewesen zu seyn.

„Unmöglich! Alles das kann nicht wahr seyn?“

„Ich glaube, ja, so viel Madame Roth selbst wissen kann.“

„Und wie entdeckte sie Ihre Mutter?“

„Meine Mutter!“ noch mehr erröthend.

„Ja, die Madam, wie hieß sie denn, auf der Flußseite.

„Madame Weißenborn?“

„Ja, die nehmliche.“

„Sagt Mad. Roth, daß die Weißenborn meine Mutter sey?“

„Ja, eben dieß hat sie mir von Ihrer Geschichte erzählt, und, wie Sie wetten wollten, sehr wahr.“

„Madame Roth macht wunderliche Entdeckungen, aber ich will nicht weiter wetten, daß sie wahr sind.“

„Also gestehen Sie es nicht, daß Madame Weißenborn Ihre Mutter ist?“

„Es gestehen? O wollte Gott! sie wäre meine Mutter. Nein, Madam! Sie hörten, daß ich eine elende Verlassene bin, durch ein edles Herz, das jetzt nicht mehr schlägt, dem Elende entrissen; dieß sagte Ihnen Madame Roth, und dieß ist wahr; doch wissen Sie, Madam, ich bin noch weit geringer und niedriger, als sie Ihnen gesagt hat; meine unglückliche Mutter lebt noch, entehrt das Geschlecht, dessen

Zierde Madam Weißenborn ist; dieses ist wahr, Madam; und deswegen wollte ich wetten, daß Sie die Wahrheit gehört hätten;“ hier fing Rosa an zu weinen.

„Sie sind ein gutes Mädchen, glaube ich;“ fuhr Baronesse Kalting fort, „aber Sie sind, zu schön, und das ist bey unsern Damen ein Verbrechen, das sie nie vergeben können; ich halte es für das Beste, daß Sie nach Hamburg gehen; hier nehmen Sie diese Börse, sie enthält meine Addresse; wenn ich Ihnen je dienen kann, so wenden Sie sich frey an mich, und schreiben Sie mir. Leben Sie wohl, meine Gute; hüten Sie sich vor Männern von Ehre und schönen Frauenzimmern; Leben Sie wohl.“

Baronesse Kalting ging mit eben so wenig Komplimenten, als sie gekommen war, und war weg, ehe es Rosa glaubte.

Nach diesem guten Rathe der Baronesse war Rosa ungeduldiger als je, ihre Reise anzutreten. Man schickte die Sachen auf die Post, und Herr und Madam Behring begleiteten sie in einer Kutsche bis vor die Stadt. Ihren Freund, D. Schröer, hatte sie in der Eil ganz vergessen. Er begegnete ihr auf dem Markte und machte ihr sein Kompliment; sie bückte sich, küßte ihre Hand, und beyde schwanden einander aus den Augen.

„Der gute Mann!" sagte Rosa, „Sie müssen meine schnelle Abreise bey ihm entschuldigen, liebe Madam Behring!" Diese versprach es. Rosa blickte noch einmahl auf ihre bisherige Wohnung hin, und Thränen traten ihr in die Augen.

„Ach Emma und Minna! liebe Mädchen, lebt wohl, Gott segne euch!" sagte sie.

Kaum hatte ihr wohlwollender Mund dieß ausgesprochen, als der Postwagen gefahren

kam. Mit Thränen nahm Rosa von ihren Freunden Abschied, und warf ihnen noch so lange Küsse zurück, bis sie ihren Augen verschwanden.

LB Coburg

25. 10. 77
- 8. 1. 80

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bennett, Agnes Maria,

Das Bettlermädchen und ihre Wohlthäter

Bd.: 2

1798

Coburg, Landesbibliothek -- C II 8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11919544-3